Von

Jenseit des Grabes.

Chateaubriand's

Denkwürdigkeiten

deutsch

von

Dr. L. Meyer.

Zwölfter Theil.

Leipzig,
Costenoble & Remmelmann.
1850.

Depesche an den Grafen Portalis.

„Rom, d. 3. März 1829.

„Mein erster Courier, der am 14. vorigen Monats Abends 9 Uhr in Lyon angekommen ist, wird Ihnen, Herr Graf, am folgenden Morgen durch den Telegraphen den Tod des Papstes gemeldet haben. Wir schreiben heute den 3. März und ich bin noch ohne Instructionen und ohne officielle Antwort. Die Journale haben die Abreise von zwei oder drei Cardinälen gemeldet und ich habe dem Cardinal de Latil brieflich das Gesandtschaftshotel zur Verfügung gestellt.

„Es thut mir leid, Herr Graf, Ihnen melden zu müssen, daß ich hier gewisse Intriguen wahrnehme, um unsere Cardinäle von der Gesandtschaft zu entfernen und ihnen Wohnungen anzubieten, wo sie gewissen Einflüssen zugänglicher werden könnten.

„Für mich selbst ist mir das völlig gleichgültig. Ich werde den Herren Cardinälen jeden mir möglichen Dienst leisten und ihnen diejenigen Nachweisungen geben, die in meiner Macht stehen. Sollten Sie mir für sie die Befehle des Königs übersenden, so werde ich ihnen dieselben mit-

theilen; aber wenn sie hierher kämen mit den Absichten der Regierung Sr. Majestät feindseligem Geiste, wenn ich bemerken müßte, daß sie mit dem Gesandten des Königs nicht übereinstimmten und sogar im Conclave einem uns mißfälligen Manne ihre Stimmen geben wollten oder wenn sie gar unter sich uneins wären, so müßte ich das sehr beklagen und es wäre wohl besser für den Dienst des Königs, daß ich sofort meine Entlassung eingäbe, als das Publikum Zeuge unserer Zwietracht sein ließe. Oesterreich und Spanien beobachten in Bezug auf ihren Clerus ein Betragen, das der Intrigue keinen Raum bietet. Jeder österreichische oder spanische Priester, Cardinal oder Bischof, kann nur den Gesandten seines Hofes zum Agenten oder zum Correspondenten in Rom haben und dieser hat das Recht, jeden Geistlichen seiner Nation, der ihm entgegen treten wollte, sofort aus Rom zu entfernen.

„Ich hoffe, Herr Graf, daß kein Zwiespalt stattfinden wird, daß die Herren Cardinäle den bestimmten Befehl erhalten, sich den Instructionen zu unterwerfen, die ich von Ihnen in kürzester Frist bekommen werde, daß Sie mir Denjenigen unter ihnen bezeichnen, der im Fall der Noth mit der Ausübung des Ausschließungrechtes beauftragt wird und gegen wen diese Ausschließung gerichtet werden soll.

„Wir müssen überhaupt auf unserer Huth sein, denn die letzten Abstimmungen sind mit 20 und 21 Stimmen auf die Cardinäle della Marmora und Pedicini gefallen, die der sardinischen Partei angehören. Die anderen Cardinäle, dadurch beunruhigt, wollen ihre Stimmen dem Cardinal Opizzoni zuwenden, einem eben so festen als ge-

mäßigten Manne. Dies wäre eine treffliche Wahl, da derselbe, obgleich Oesterreicher, d. h. Mailänder, Oesterreich in Bologna die Spitze geboten hat. Wenn nun die französischen Cardinäle dem einen oder dem andern Candidaten ihre Stimmen geben, so könnten sie leicht die Wahl entscheiden. Man hält ihre Cardinäle für Gegner des gegenwärtigen Regierungssystems des Königs und die sardinische Partei rechnet auf sie."

An Frau Recamier.

„Rom, d. 4. März 1829.

„Gestern, am Aschermittwoch, war ich allein in der Kirche di Santa Erroce, welche dicht an den Mauern Roms am Thore von Neapel liegt. Ich hörte den eintönigen Trauergesang der Mönche im inneren Chor und hätte mögen bei ihm sein. Welch ein Ort, den Ehrgeiz in Schlummer zu wiegen und die Eitelkeiten der Erde zu vergessen. Ich spreche mit Ihnen von meiner Gesundheit nicht, weil es mir außerordentlich langweilig ist. Während ich leide, sagt man mir, daß Herr de la Ferronnays der Genesung entgegen gehe. Seine Wiederherstellung wird als ein Wunder betrachtet. Gott gebe, daß es also sei und daß er das Portefeuille am Ende des Interim wieder übernehmen könne! Welche Fragen würden sich dadurch für mich lösen."

Depesche an den Grafen Portalis.

„Donnerstag, d. 15. März 1829.

„Ich benachrichtige Sie, Herr Graf, daß die französischen Herren Cardinäle nach und nach ankommen. Drei

von ihnen, die Herren de Latil, de Lafare und de Croi, haben mir die Ehre gegeben, bei mir abzusteigen. Der Erstere ist am Abend des 12. mit dem Cardinal Isoard, die beiden andern am Abend des 13. in das Conclave eingetreten.

„Ich habe ihnen Alles, was ich wußte, mitgetheilt, namentlich wichtige Bemerkungen über die Minorität und Majorität des Conclave, sowie über die Gesinnungen der verschiedenen Parteien. Wir sind überein gekommen, daß sie ihre Stimmen vorzugsweise den Cardinälen Capellari, Opizzoni, Benevenuti, Zurla, Castiglione, Pacca oder de Gregorio geben, die Candidaten der sardinischen Partei aber, Pedicini, Giustiniani, Galeffi und Cristaldi, zurückweisen wollen.

„Ich hoffe, daß dieses Einverständniß zwischen den Gesandten und den Cardinälen den besten Erfolg haben wird; wenigstens habe ich mir nichts vorzuwerfen, wenn persönliche Leidenschaften und Interessen meine Hoffnungen täuschen sollten.

„Ich habe verächtliche, aber gefährliche Intriguen entdeckt, die von Paris aus durch den Nuntius Lambruschini in Rom unterhalten werden. Es handelt sich um nichts Geringeres als im versammelten Conclave die Abschrift von angeblichen geheimen Instructionen vorzulesen, die dem Cardinal de Latil gegeben sein sollen. Die Majorität des Conclave hat sich gegen solche Machinationen auf das Stärkste ausgesprochen und wünscht, daß man dem Nuntius jede fernere Verbindung mit diesen Männern der Zwietracht untersage, die, indem sie Frankreich aufregt, endlich die katholische Religion Allen verhaßt machen. Ich

sammle alle hierher gehörigen Mittheilungen und werde sie Ihnen, Herr Graf, nach der Ernennung des Papstes zusenden. Der König wird daraus seine Freunde und seine Feinde kennen lernen und die Regierung erhält dadurch Thatsachen, welche ihre Schritte leiten können.

„Ihre Depesche benachrichtigt mich von den Eingriffen, welche der päpstliche Nuntius beim Tode Leo's XII. in Frankreich wieder hat erneuern wollen. Dasselbe geschah schon beim Tode Pius' VII., als ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Glücklicherweise hat man stets Mittel, sich gegen solche öffentliche Angriffe zu vertheidigen; schwieriger ist es den im Dunkeln angesponnenen Intriguen zu entgehen.

„Die Conclavisten, welche unsere Cardinäle begleiten, scheinen mir vernünftige Männer; nur der Abbé Coudrin, von dem Sie mir gesprochen haben, gehört zu jenen abgeschlossenen Geistern, die für Nichts zugänglich sind. Sie wissen wahrscheinlich, daß er Mönch ist und sogar Institutionsbullen hat, was mit unsern Civilgesetzen und politischen Institutionen sich nicht verträgt.

„Es wäre möglich, daß der Papst am Ende dieser Woche gewählt würde; nur wenn die französischen Cardinäle den ersten Eindruck ihrer Gegenwart verfehlen, würde das Conclave sich auf unbestimmte Zeit verlängern. Neue Combinationen würden vielleicht eine unerwartete Wahl herbeiführen; man könnte sich, nur um zu Ende zu kommen, für einen unbedeutenden Cardinal, wie z. B. Dandini vereinigen.

„Ich bin früher in schwierigen Verhältnissen gewesen, wie als Gesandter in London, als Minister während des

spanischen Kriegs, als Mitglied der Pairskammer und als Haupt der Opposition; aber nichts hat mir so viel Sorge und Unruhe gemacht, als meine gegenwärtige Stellung mitten unter Intriguen aller Art. Ich soll auf eine unsichtbare Körperschaft einwirken, die in einem Gefängniß verschlossen ist, dessen Zugänge streng bewacht werden. Ich habe weder Geld zu geben, noch Stellen zu versprechen und die hinfälligen Leidenschaften von funfzig Greisen bieten mir keinen Angriffspunkt. Bei dem Einen muß ich die Dummheit, bei dem Andern die Unkenntniß der Welt, bei Diesen den Fanatismus, bei Jenen Doppelzüngigkeit und Hinterlist, bei fast Allen Ehrgeiz, Interesse und politischen Haß bekämpfen, und doch bin ich durch Mauern und Geheimnisse von der Versammlung getrennt, in welcher so viele Elemente der Zwietracht gähren. Jeden Augenblick ändert sich die Scene; jede Viertelstunde kommen Berichte, welche die früheren widerlegen und versenken mich in neue Verlegenheiten. Ich spreche von diesen Schwierigkeiten nicht, um meinen Werth zu erhöhen, sondern um mich zu entschuldigen, wenn aus der Wahl ein Papst hervorgehen sollte, welcher unseren Wünschen und den jetzigen Aussichten nicht entspräche. Beim Tode Pius' VII. war die öffentliche Meinung durch religiöse Fragen noch nicht aufgeregt; diese haben sich erst jetzt zur Politik gesellt und nie ist die Wahl des Kirchenhauptes in eine ungünstigere Zeit gefallen."

An Frau Recamier.

„Rom, d. 21. März 1829.

„Nun, ich hatte Recht. Gestern ging ich nach San Onofrio; es sind wirklich zwei Orangenbäume, die in dem Kloster stehen und nicht eine immergrüne Eiche. Ich bin ganz stolz über diese Treue meines Gedächtnisses. Fast mit geschlossenen Augen bin ich zu dem kleinen Stein gegangen, der Ihren Freund*) bedeckt. Mir ist er lieber als das große Grabdenkmal, das man ihm errichten wird. Welche reizende Einsamkeit! Welche köstliche Aussicht! Welches Glück, dort zwischen den Fresken des Dominichino und denen des Leonardo da Vinci zu ruhen! Ich wünschte, ich läge dort! Hat man Sie in das Innere des Klosters eingelassen? Haben Sie in einem langen Corridor den reizenden, obgleich halb verwischten Kopf einer Madonna des Leonardo da Vinci gesehen? Sahen Sie in der Bibliothek die Todtenmaske Tasso's, seine entblätterte Lorbeerkrone, einen Spiegel, dessen er sich bediente, sein Schreibzeug, seine Feder und den von seiner Hand geschriebenen Brief aufgeklebt auf ein Bret, das an seiner Büste hängt? In diesem mit einer kleinen, aber leserlichen Hand geschriebenen Briefe spricht er von Freundschaft und von dem Winde des Glücks, dieser Wind hat für ihn nicht geweht und die Freundschaft hat ihm oft gefehlt.

„Noch immer keinen Papst! Meine Schuld ist es nicht, daß die Wahl sich in die Länge zieht und von allen Seiten Hindernisse entstanden sind. Man hätte mehr auf

---

*) Poussin. Anm. d. Uebers.

mich hören und nicht geradezu das Gegentheil von dem thun sollen, was man zu wünschen schien. Uebrigens scheint jetzt Jedermann in Frieden mit mir leben zu wollen. Selbst der Cardinal de Clermont-Tonnerre schreibt mir, daß er meine frühere Güte für sich in Anspruch nehmen, bei mir absteigen und für den gemäßigtsten Papst stimmen wolle."

„24. März 1829.

„Wenn ich den Gerüchten in Rom glauben darf, so erhalten wir morgen einen Papst; aber ich bin so entmuthigt, daß ich an ein solches Glück noch nicht glauben kann. Sie begreifen wohl, daß ich hier nicht von politischem Glücke, von der Freude eines Triumphes, sondern von dem Glücke spreche, frei zu sein, um Sie wieder aufsuchen zu dürfen. Wenn ich so viel vom Conclave Ihnen verspreche, so gleiche ich den Leuten, die eine fixe Idee haben und glauben, die Welt müsse ebenfalls nur mit dieser Idee beschäftigt sein. Und doch, wer denkt in Paris an's Conclave, wer beschäftigt sich mit dem Papst und meinen Sorgen? Der französische Leichtsinn, die Interessen des Augenblicks, die Kammersitzungen, die aufgeregten Leidenschaften, haben ganz anderes zu thun. Als der Herzog von Laval mir ebenfalls seine Sorgen über das Conclave schrieb, sagte ich, da ich damals eben mit dem spanischen Kriege beschäftigt war, beim Empfang seiner Depeschen: „Lieber Gott, wen kümmert das!" Herr Portalis wird mir jetzt das Wiedervergeltungsrecht wiederfahren lassen. Freilich war in jener Zeit die Stellung der Parteien nicht dieselbe wie heute; die religiösen Ideen hatten sich noch nicht mit

den politischen gemischt, wie jetzt in ganz Europa; es drohte noch kein Kampf; und die Ernennung eines Papstes konnte nicht wie jetzt die Verwirrung mehren oder mindern.

„Seit dem Briefe, der mir die Urlaubsverlängerung des Herrn de la Ferronnays und seine Abreise nach Rom meldete, habe ich nichts weiter gehört. Ich halte demungeachtet diese Nachricht für wahr.

„Herr Thierry hat mir von Hyères einen rührenden Brief geschrieben; er sagt mir, daß er dem Tode entgegen gehe und doch will er einen Platz in der Academie der Inschriften und bittet mich in seinem Interesse zu schreiben. Ich werde es thun. Meine Ausgrabungen geben mir noch immer Sarcophage; der Tod kann nur bieten, was er hat. Das Denkmal Poussins schreitet vor. Es wird schön und großartig werden. Sie können nicht glauben, wie sehr sich das Gemälde der arcadischen Schäfer für ein Basrelief eignet."

„28. März.

„Der Cardinal de Clermont-Tonnerre ist bei mir abgestiegen und tritt heute ins Conclave. Die Zeit der Wunder ist gekommen. Ich habe den Sohn des Marschall Lannes und den Enkel des Kanzlers bei mir; die Herren des „Constitutionnel" speisen an meiner Tafel neben den Herren der „Quotidienne." Das ist der Vortheil der Aufrichtigkeit; ich lasse einen Jeden denken, was er will, so bald er mir dieselbe Freiheit gewährt; ich suche nur meiner Meinung die Majorität zu gewinnen, weil ich sie, mit Recht, besser als die anderen finde. Dieser Aufrich-

tigkeit schreibe ich die Neigung zu, welche die abweichendsten Meinungen haben sich mir zu nähern. Ich übe gegen sie das Recht des Asyls; man kann sie unter meinem Dache nicht ergreifen."

„31. März, Abends.

„Sieg! Ich habe einen der Päpste, die ich auf meine Liste gesetzt hatte. Castiglione ist derselbe Cardinal, den ich 1823 für die Papstwahl vorschlug, derselbe, der mir neulich im Conclave mit großen Lobeserhebungen für mich antwortete. Castiglione ist gemäßigt und Frankreich ergeben; es ist ein vollständiger Triumph. Ehe das Conclave sich trennte, hat es befohlen, dem Nuntius in Paris zu schreiben, er möge dem Könige die Zufriedenheit ausdrücken, welche das heilige Collegium über mein Benehmen empfunden hat. Ich habe diese Nachricht schon durch den Telegraphen nach Paris expedirt.

„Ich erfreue mich nicht mehr zwei Tage hinter einander einer guten Gesundheit; das macht mich sehr unglücklich, denn, wenn ich leide, habe ich für nichts Sinn. Demungeachtet erwarte ich mit einiger Ungeduld, welche Resultate die Ernennung meines Papstes in Paris haben, was man sagen, was man thun und was aus mir werden wird. Das sicherste ist wohl der verlangte Urlaub. Ich habe durch die Journale den großen Streit des „Constitutionnel" über meine Rede erfahren; er klagt den „Messager" an, sie nicht gedruckt zu haben. Wir in Rom haben aber Exemplare des „Messager" vom 22. (der Streit ist vom 24. und 25.), in denen die Rede steht. Ist das nicht sonderbar? Also hat man zwei Ausgaben, die eine für

Rom und die andere für Paris. Arme Leute! Da denke ich auch an den Irrthum eines anderen Journals. Es versichert, das Conclave sei sehr unzufrieden mit meiner Rede gewesen. Was wird es sagen, wenn es die Lobeserhebungen sieht, die mir der Cardinal Castiglione giebt, der jetzt Papst geworden ist?

„Wann werde ich aufhören können, Ihnen von diesen Erbärmlichkeiten zu erzählen? Wann werde ich mich nur mit der Vollendung meiner Denkwürdigkeiten und meines Lebens beschäftigen können? Ich habe es sehr nöthig; ich bin müde, die Last der Tage mehrt sich und wird immer fühlbarer. Nur ein Wort erhebt mich, wenn ich es wiederhole: A bientôt!"

Depesche an den Grafen Portalis.

„Rom, d. 2. April 1829.

„Herr Graf, der Cardinal Albani ist zum Staatssecretär ernannt worden, wie ich Ihnen schon in meinem früheren Briefe vom 31. März gemeldet habe. Der neue Minister gefällt weder der sardinischen Partei, noch der Majorität des heiligen Collegiums, noch selbst Oesterreich, weil er heftig, Jesuitenfeind, von rohen Manieren und vor Allem Italiener ist. Reich und außerordentlich geizig hat sich der Cardinal Albani in Alle Arten von Unternehmungen und Speculationen eingelassen. Gestern machte ich ihm meinen ersten Besuch. Sobald er mich sah, schrie er: „Ich bin ein Schwein!" (Er war in der That sehr schmutzig.) „Sie sehen, ich bin kein Feind."

„Ich berichte Ihnen seine eigenen Worte, Herr Graf.

Ich antwortete, daß ich weit entfernt sei, ihn für unsern Feind zu halten.

„Euch, nahm er wieder das Wort, gehört Wasser und nicht Feuer; kenne ich Euer Land nicht? Habe ich nicht in Frankreich gelebt? (Er spricht das Französische wie ein geborener Franzose.) Ihr sollt mit mir zufrieden sein, und Euer Herr auch. Wie geht's mit dem König? Guten Morgen! Wir wollen nach St. Peter.

Es war acht Uhr des Morgens; ich hatte bereits Se. Heiligkeit gesehen und ganz Rom lief zur Ceremonie der Huldigung.

„Der Cardinal Albani ist ein geistreicher Mann, falsch von Natur und offen aus Laune, seine Heftigkeit verdirbt, was seine Schlauheit vorbereitet hat, und wenn man seinem Stolze schmeichelt und seinem Geize genug thut, kann man manchen Vortheil von ihm erhalten.

„Pius VIII. ist ein sehr gelehrter Mann, besonders in Bezug auf Theologie; er spricht französisch, aber mit geringerer Leichtigkeit und Anmuth als Leo XII. Die rechte Seite ist durch einen Schlaganfall etwas gelähmt und krampfhaften Bewegungen unterworfen; vielleicht heilt ihn der Besitz der höchsten Macht. Nächsten Sonntag, den 5. April, wird er gekrönt.

„Jetzt, Herr Graf, wo die Hauptangelegenheit, die mich in Rom zurückhielt, beendigt ist, würde ich mich Ihnen unendlich verpflichtet fühlen, wenn Sie mir einen Urlaub von einigen Monaten auswirken könnten. Ich werde ihn erst antreten, wenn ich dem Papst das Antwortschreiben des Königs überreicht habe auf dasjenige Schreiben, worin

Pius VIII. seine Erhebung auf Peters Stuhl ankündigen wird.

„Die Intrigue des Cardinal Albani im Conclave, die Anhänger, die er sich selbst in der Majorität erworben, ließen mich irgend einen unverhofften Streich fürchten, durch den er auf den Thron gehoben werden sollte. Es schien mir unmöglich, mich so überfallen zu lassen und dem Chargé d'affaires Oesterreichs zu erlauben, die Tiara unter den Augen des französischen Gesandten zu vergeben. Ich benutzte also die Ankunft des Herrn Cardinal de Clermont-Tonnerre um ihm für jeden Fall beifolgenden Brief zu übergeben, dessen Inhalt ich ganz auf meine Verantwortlichkeit nahm. Glücklicherweise ist er nicht in den Fall gekommen, Gebrauch von diesem Briefe zu machen. Er hat mir ihn zurückgegeben und ich habe die Ehre, ihn Ihnen zu übersenden."

Der am Schlusse meines Schreibens erwähnte Brief war ein Ausschließungsschreiben gegen den Cardinal Albani. Ein solches Schreiben, das ein dazu nicht ausdrücklich bevollmächtigter Gesandter einem Cardinal anvertraut, ist eine große Verwegenheit in der Diplomatie; aber da der Minister den Stand der Angelegenheiten nicht kannte, so mußte ich wohl an seiner Statt an den möglichen Fall der Ausschließung denken. Was würde man von mir gesagt haben, wenn Albani zum Papst erwählt worden wäre? Als Diplomat wäre ich für immer verloren gewesen.

Dies sage ich nicht meinetwegen, der sich um den Ruhm eines vorzüglichen Diplomaten wenig kümmert, sondern für die künftige Generation der Schriftsteller, die auf Kosten ihrer Laufbahn meinen Fehler würde büßen müssen.

Uebrigens darf man auch meine vorsichtige Kühnheit nicht zu sehr bewundern. Was nach den veralteten diplomatischen Ideen ein ungeheures Unternehmen ist, dürfte nach dem jetzigen Stande der Dinge sich auf wenig oder nichts reduciren. Die Kühnheit wurde mir auf der einen Seite von meiner Gleichgültigkeit gegen jede Ungnade, auf der andern aber von meiner Kenntniß der Ansichten meiner Zeit eingegeben. Die Welt, wie sie nun jetzt ist, kümmert sich sehr wenig um die Ernennung eines Papstes, um die Eifersüchteleien der Kronen und die Intriguen im Innern eines Conclave.

In einem vertraulichen Briefe, der dem obigen beigelegt war, übersandte ich dem Grafen Portalis ein höchst interessantes Document; nämlich das geheime, aber officielle Journal des Conclave in einer treuen Uebersetzung aus dem italienischen Urtexte.

Da das italienische Original unter meinen Augen in Rom verbannt wurde und ich auch von der Uebersetzung keine Abschrift zurückbehielt, so kann ich hier nichts davon wiedergeben, wenn auch meine Discretion mich nicht davon abhielte. Zwar habe ich eine Abschrift der Bemerkungen für mich behalten, die ich dieser Uebersetzung beifügte. Aber dieselbe Discretion zwingt mich, auch diese meine eigenen Bemerkungen hier zu unterdrücken und ich füge nur eine allgemeine Uebersicht des Inhalts meines Commentars hier bei, indem ich besonders diejenigen Stellen, die auf die Angelegenheiten Frankreichs einen directen Bezug haben, hervorhebe.

Zuerst sieht man, wie der Hof von Neapel Herrn von Blacas täuschte oder wie sehr er selbst getäuscht war; denn

während er mir sagen ließ, daß die neapolitanischen Cardinäle mit uns stimmen würden, vereinigten sie sich mit der Minorität oder mit der sogenannten sardinischen Partei.

Die Minorität der Cardinäle bildete sich ein, das Votum der französischen Cardinale würde auf die Form unserer Regierung Einfluß üben; wahrscheinlich durch die geheimen Befehle, die man bei ihnen voraussetzte, und indem man glaubte, sie würden für einen fanatisirten Papst stimmen.

Der Nuntius Lambruschini behauptete im Conclave, der Cardinal de Latil habe geheime Befehle vom König und Karl X. sei mit seiner Regierung in Zwiespalt.

Am 13. März kündigte der Cardinal de Latil an, daß er eine rein persönliche Erklärung dem Conclave zu machen habe. Man schickte ihn vor vier Cardinalbischöfe und der Inhalt dieser Erklärung blieb als Geheimniß bei dem Großpönitentiarius. Die andern französischen Cardinäle erfahren ihn nicht und der Cardinal Albani sucht vergeblich ihn zu ergründen. Die Thatsache ist wichtig und interessant.

Die Minorität besteht aus 16 Stimmen. Die Cardinäle dieser Minorität nennen sich Väter des Kreuzes und setzen über ihre Thüre ein Andreaskreuz, um anzuzeigen, daß ihre Wahl festgestellt ist und sie mit Niemand mehr unterhandeln wollen. Die Majorität des Conclave zeigt vernünftige Gesinnungen und den festen Entschluß, sich in die auswärtige Politik nicht zu mischen.

Interessant ist das vom Notar aufgesetzte Protocoll; „Pius VIII., heißt es darin zum Schluß, hat sich entschlos-

sen, den Cardinal Albani zum Staatssecretär zu ernennen, um auch das österreichische Cabinet zufrieden zu stellen.“

An Frau Recamier.

„Rom, Mittwoch, d. 8. April.

„Ich habe heute das ganze Conclave zur Tafel gezogen. Morgen empfange ich die Großherzogin Helene. Dienstag vor Ostern gebe ich zum Schluß der Saison einen Ball und dann bereite ich mich, zu Ihnen zu kommen. Urtheilen Sie von meiner Hast. In dem Augenblicke, wo ich Ihnen schreibe, habe ich noch keine Nachricht von meinem reitenden Courier, der den Tod des Papstes anzeigen sollte, und doch ist der neue Papst schon gekrönt und Leo XII. vergessen; ich habe mit dem neuen Staatssecretär Albani die Geschäfte wieder aufgenommen. Alles geht seinen Gang, als wenn nichts geschehen wäre, und ich weiß nicht einmal, ob Sie in Paris wissen, daß wir einen neuen Papst haben. Wie schön ist die Ceremonie der päpstlichen Segensprechung! Die ganze Campagna von Rom, hinaus bis an den Horizont, Rom selbst und der Platz der Peterskirche ist dicht mit Menschen gefüllt und das ganze Volk sinkt vor einem Greise auf die Kniee. Der Papst ist der einzige Fürst, der seine Unterthanen segnet.

„So weit war ich mit meinem Briefe, als ein Courrier, der von Genua kam, mir eine telegraphische Depesche von Paris brachte, welche auf diejenige antwortete, die ich dahin geschickt hatte. Ich erfahre daraus, daß man in Paris meine telegraphische Depesche vom 31. März schon am

4. April Morgens 11 Uhr erhalten habe. Der König ist sehr zufrieden mit der neuen Wahl."

„11. April 1829.

„Heute haben wir den 11., in acht Tagen ist Ostern, in vierzehn Tagen beginnt mein Urlaub und dann darf ich Sie sehen! Alles verschwindet vor dieser Hoffnung. Ich bin nicht mehr traurig; ich denke nicht mehr an die Minister, noch an die Politik. Morgen beginnen wir die heilige Woche. Warum sind Sie nicht hier, um mit mir die schönen Trauergesänge zu hören! Wir würden in die verlassene Campagna von Rom gehen, die jetzt im schönsten Grün und Blüthenschmuck prangt. Alle Ruinen scheinen sich zu verjüngen mit dem Jahre: ich gehöre auch zu ihnen."

„Mittwoch, d. 15. April.

„Ich komme aus der Sixtinischen Kapelle, wo ich das Miserere gehört habe. Ich erinnerte mich, daß Sie mit mir von dieser Ceremonie gesprochen hatten und wurde deshalb davon hundertmal mehr ergriffen.

„Der Tag neigte sich, die wachsenden Schatten verhüllten langsam die Fresken der Kapelle, so daß man nur noch einige kräftige Pinselstriche Michel Angelo's bemerkte. Die nach und nach verlöschten Wachskerzen ließen nach dem erstickten Lichte einen leichten, weißen Rauch entschweben, ein ziemlich natürliches Bild des Lebens, das ja die Schrift auch mit einem flüchtigen Hauche vergleicht. Die Cardinäle lagen auf den Knieen, der neue Papst war vor demselben Altare hingestreckt, vor welchem ich wenige Tage zu-

vor seinen Vorgänger gesehen hatte. Das bewunderns-würdige Gebet der Reue und des Erbarmens, das den Klagen des Propheten folgte, erhob sich in Zwischenräumen in dem Schweigen und der Nacht. Man fühlte sich niedergebeugt unter dem großen Mysterium eines für die Sünden der Menschen sterbenden Gottes. Die katholische Erbin der alten Siebenhügelstadt war da mit allen ihren Erinnerungen; aber statt jener mächtigen Päpste und jener Cardinäle, die dem Monarchen den Vorsitz streitig machten, verkündigte ein armer, alter, gelähmter Papst, ohne Familie und ohne Stütze, und Fürsten der Kirche, ohne Glanz, das Ende einer Macht, welche die moderne Welt civilisirte. Die Meisterwerke der Künste verschwanden mit ihr von den Mauern und von den Gewölben des Vatican, eines halbverlassenen Pallastes. Neugierige Fremde, getrennt von der katholischen Kirche, wohnten im Vorübergehen der Ceremonie bei und ersetzten die Gemeinde der Gläubigen. Eine doppelte Trauer bemächtigte sich des Herzens. Das christliche Rom hatte bei der Gedächtniß-feier des Todes Jesu ganz das Aussehen, als feiere es seinen eigenen Todeskampf und wiederhole für das neue Jerusalem die Worte, welche Jeremias dem alten zurief. Rom ist trefflich geeignet, um Alles zu vergessen, Alles zu verachten und zu sterben."

Depesche an den Grafen Portalis.

„Rom, d. 16. April 1829.

„Herr Graf, es entwickelt sich hier Alles, wie ich Ihnen schon früher angedeutet habe. Die Worte und

Handlungen des neuen Papstes sind in vollkommener Uebereinstimmung mit dem von Leo XII. befolgten versöhnlichem System. Pius VIII. geht sogar noch weiter als sein Vorgänger; er spricht sich mit größerer Freimüthigkeit über die Charte aus, die er sich sogar nicht scheut, zu nennen und deren Geist er den Franzosen anräth, zu befolgen. Da der Nuntius abermals über unsere Angelegenheit geschrieben hat, ist ihm einfach der Befehl zugegangen, sich nur mit den seinigen zu befassen. Das Concordat mit den Niederlanden ist seinem Abschlusse nahe und der Graf de Celles wird nächsten Monat seine Mission beendigt haben.

„Der Cardinal Albani ist in einer schwierigen Lage. Die Betheuerungen seiner Ergebenheit für Frankreich, die er mir giebt, verletzen den österreichischen Gesandten, der seine üble Laune darüber nicht verbergen kann. In religiöser Hinsicht werden wir vom Cardinal Albani nichts zu fürchten haben. Er ist selbst sehr wenig religiös und wird also weder durch seinen Fanatismus noch durch die Willensmeinung seines Fürsten, der sehr gemäßigt ist, bewogen werden, uns lästig zu fallen.

„Was die Politik betrifft, so wird man freilich mit einer Polizeiintrigue und einer Chiffre-Correspondenz jetzt Italien nicht wegescamotiren können. Die Legationen besetzen oder Ancona unter irgend einem Vorwande mit einer österreichischen Garnison versehen zu lassen, hieße Europa zum Aufstande bewegen und Frankreich den Krieg erklären. Wir sind nicht mehr in den Jahren 1814, 1815, 1816 und 1817. Man befriedigt nicht mehr ungestraft unter unsern Augen einen habgierigen und ungerechten

Ehrgeiz. Mag also der Cardinal Albani vom Fürsten Metternich eine Pension beziehen; mag er der Vetter des Herzogs von Modena sein, dem er sein ungeheures Vermögen gern lassen will; mag er mit diesem Fürsten eine kleine Verschwörung gegen den Erben der sardinischen Krone anspinnen! Das Alles ist wahr und würde in jenen Zeiten sehr gefährlich gewesen sein, wo noch absolute Regierungen geheimnißvoll Truppen marschiren ließen hinter einer versiegelten Depesche; jetzt, bei öffentlichen Regierungen, bei der Freiheit der Presse und des Worts, während der Herrschaft des Telegraphen, die mit Schnelligkeit alle Nachrichten über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten in den verschiedenen Classen der Gesellschaft verbreiten, nützen solche Taschenspielerkünste und solche kleinliche Ränke der alten Diplomatie nichts mehr. Demungeachtet kann man nicht leugnen, daß ein römischer Staatssecretär, der zugleich österreichischer Agent ist, manches Unbequeme hat; gewisse Noten, z. B. solche, die Bezug auf die kaiserliche Macht in Italien haben, darf man dem Cardinal Albani gar nicht in die Hände geben.

„Niemand hat noch das Geheimniß einer Wahl ergründen können, die Jedermann, selbst dem Wiener Kabinet mißfällt. Waren dabei Interessen im Spiele, die mit der Politik nichts zu thun hatten? Man behauptet, daß der Cardinal Albani in diesem Augenblicke sich erbietet, dem heiligen Vater 200,000 Piaster vorzustrecken, deren die römische Regierung bedarf; Andere meinen, diese Summe werde von einem österreichischen Banquier geliehen. Der Cardinal Macchi sagte mir am vergangenen Sonnabend, daß, da Se. Heiligkeit den Cardinal Bernetti

nicht wieder zu nehmen wünsche, aber doch ihm eine gute Stellung geben wolle, die Legation in Bologna für ihn erledigen werde. Erbärmliche Verlegenheiten werden häufig zu Beweggründen der wichtigsten Entschlüsse. Sollte die Rede des Cardinal Macchi sich bewahrheiten, so wäre Alles, was Pius VIII. gethan und gesagt hat, um die Kronen Frankreich und Oesterreich zufrieden zu stellen, nur ein scheinbarer Grund, mit dessen Hülfe er seine Schwäche in seinen eigenen Augen zu bemänteln sucht. Uebrigens glaubt man keinesweges an die Dauer des Ministeriums Albani. Sobald er mit den Gesandten in nähere Berührung tritt, werden von allen Seiten Schwierigkeiten sich erheben.

„In Bezug auf die Lage Italiens können Sie, Herr Graf, dasjenige, was Ihnen von Neapel oder anderwärts zukommt, nur mit großer Vorsicht brauchen. Es ist unglücklicherweise nur zu wahr, daß die neapolitanische Regierung sehr verächtlich geworden ist. Die Art und Weise wie der Hof, stets zitternd und von Gespenstern der Furcht verfolgt, inmitten seiner Garden lebt, und kein anderes Schauspiel als verderbliche Jagden oder Hinrichtungen bietet, trägt mehr und mehr dazu bei, in diesem Lande das Königthum herabzusetzen. Dazu kommt noch, daß man für Verschwörungen hält, was nur ein Gefühl des allgemeinen Mißbehagens, die Frucht des Jahrhunderts, der Kampf der alten Gesellschaft mit der neuen, das Ringen der veralteten und kraftlosen Institutionen gegen die Energie der heranwachsenden Geschlechter ist; kurz, der Vergleich, den Jeder mit dem Bestehenden und dem, wie es sein könnte, macht. Wir dürfen es uns nicht verbergen,

daß das großartige Schauspiel, welches das freie, mächtige und glückliche Frankreich bietet in denjenigen Nationen, welche in dem alten Joche geblieben oder dahin zurückgefallen sind, tiefen Schmerz erzeugt und Hoffnungen rege macht. Auf die Dauer werden repräsentative Regierungen und absolute Monarchien nicht neben einander bestehen können. Diese oder jene müssen untergehen und die Politik, wie zu den Zeiten des mittelalterlichen Europa ein und dieselbe Richtung einschlagen. Die Grenzzollinie kann in unserer Zeit nicht mehr die Freiheit von der Sclaverei trennen; ein Mensch kann nicht mehr auf dieser Seite eines Baches wegen Grundsätzen gehangen werden, die auf der andern Seite desselben Baches für heilig gelten. Nur in diesem Sinne, Herr Graf, giebt es noch Verschwörungen in Italien; in diesem Sinne ist Italien noch französisch. An dem Tage, wo es in den Genuß der Rechte tritt, die sein Geist erkennt und die der Fortschritt der Zeit ihm verheißt, wird es ruhig und rein italienisch werden. Nicht einige armselige Carbonari, die von den Maßregeln der Polizei aufgeregt und die man ohne Mitleid hängt, werden dieses Land zum Aufstande bringen. Man giebt den Regierungen die unrichtigsten Ideen von dem wahren Stande der Dinge und verhindert sie, das zu thun, was sie zu ihrer eigenen Sicherheit thun sollten; indem man stets als Privatverschwörungen einer Hand voll Jacobiner darstellt, was die Wirkung einer dauernden und allgemeinen Ursache ist.

„Dies, Herr Graf, ist die wahre Lage Italiens. Jeder einzelne Staat unterliegt, außer dem gemeinsamen Streben der Geister, noch irgend einer localen Krankheit: Piemont

ist einer fanatischen Partei überliefert; die Lombardei wird von den Oesterreichern aufgezehrt; der Kirchenstaat durch die schlechte Finanzverwaltung ruinirt; die Abgaben erheben sich auf fast 50 Millionen und lassen dem Grundeigenthümer kaum ein Procent von seinen Einkünften; die Zölle bringen fast nichts ein und die Schmuggelei ist allgemein; der Fürst von Modena hat in seinem Herzogthume (einem Asyl für alle abgelebte Mißbräuche) Magazine verbotener Waaren errichtet, die er bei Nacht in die Legation von Bologna hinüber schmuggeln läßt.

„Von Neapel habe ich schon gesprochen. Hier findet die Schwäche der Regierung nur in der Feigheit der Bevölkerung ihre Rettung.

„Dieser Mangel an kriegerischem Muthe wird den Todeskampf Italiens verlängern. Bonaparte hatte nicht Zeit genug, um diese Tugend in dem Vaterlande des Marius und des Cäsar wieder ins Leben zu rufen. Die Gewohnheiten eines müßigen Lebens und der Reiz des Klima's tragen noch viel dazu bei, den südlichen Italienern den Wunsch zu rauben, sich für eine bessere Gestaltung ihres Staatslebens in Bewegung zu setzen. Dazu kommen die angebornen Antipathien der einzelnen Landestheile, die jeder inneren Bewegung Schwierigkeiten entgegensetzen; aber wenn irgend ein Anstoß von außen käme, oder wenn irgend ein Fürst jenseits der Alpen seinen Unterthanen eine Verfassung gäbe, so würde eine Revolution stattfinden, denn Alles ist dazu reif. Glücklicher als wir und belehrt durch unsere Erfahrung würden die Völker wohl sparsamer mit den Verbrechen und den Mißgriffen sein,

die wir uns in so großem Maße zu Schulden kommen ließen.

„Wahrscheinlich erhalte ich bald den Urlaub, um den ich gebeten, und werde vielleicht davon Gebrauch machen. Deshalb hielt ich es auch für meine Schuldigkeit, in dem Augenblicke, wo ich Italien verlassen will, Ihnen einige allgemeine Uebersichten vorzulegen, um die Aufmerksamkeit der Räthe des Königs darauf zu lenken und sie vor Berichten beschränkter Köpfe oder blinder Leidenschaften zu warnen.“

An den Grafen Portalis.

„Rom, d. 16. April 1829.

„Die Herren französischen Cardinäle, Herr Graf, wünschen dringend zu wissen, welche Summe man ihnen für ihre Ausgaben und für ihren Aufenthalt in Rom gewähren wird. Sie haben mich mehrmals gebeten, Ihnen darüber zu schreiben; und ich würde Ihnen also unendlich verbunden sein, wenn Sie mich so schnell als möglich von der Entscheidung des Königs unterrichten wollten.

„Was mich betrifft, Herr Graf, so haben Sie, als Sie mir eine Auslösung von 30,000 Frcs. gewährten, vorausgesetzt, daß kein Cardinal bei mir wohnen werde. Herr von Clermont-Tonnerre ist aber mit seinem Gefolge, bestehend aus zwei Conclavisten, einem geistlichen und einem weltlichen Secretär, einem Kammerdiener, zwei Dienern und einem französischen Koch, ferner einem römischen Haushofmeister, einem Ceremonienmeister, drei Ausläufern, einem Kutscher und dem ganzen italienischen Haushalte,

den ein Cardinal hier haben muß, bei mir abgestiegen. Der Erzbischof von Toulouse kann nicht gehen und speist also nicht an meiner Tafel. Er braucht aber zwei bis drei Mahlzeiten zu verschiedenen Stunden, Wagen und Pferde für seine Tischgenossen und seine Freunde. Mein geehrter Gast wird gewiß seinen hiesigen Aufenthalt nicht bezahlen und bei seiner Abreise werden die Rechnungen mir verbleiben. Ich werde also nicht allein die Rechnungen des Kochs, der Wäscherin, des Wagenvermiethers u. s. w. u. s. w., sondern auch die der beiden Chirurgen, welche das Bein Sr. Eminenz pflegten, des Schuhmachers, welcher seine weißen und rothen Sandalen machte, und des Schneiders, der dem Cardinal und seinem Abbé vollständige Anzüge lieferte, berichtigen müssen.

„Wenn Sie, Herr Graf, meine außerordentlichen Ausgaben, die vor, während und nach dem Conclave meine hiesige Stellung erforderte und welche durch die Gegenwart der Großherzogin Helena, des Prinzen Paul von Würtemberg und des Königs von Bayern noch bedeutend vermehrt wurden, hinzurechnen, so werden Sie wahrscheinlich finden, daß meine Ausgaben, die mir bewilligten 30,000 Frcs. bei weitem überschritten haben. Der Aufenthalt eines Gesandten während des ersten Jahres erfordert überdem stets größere Ausgaben und die Auslösungen, die der hiesigen Gesandtschaft bewilligt sind, stehen mit den Bedürfnissen in gar keinem Verhältniß. Ein diplomatischer Agent braucht fast einen dreijährigen Aufenthalt, um die im ersten Jahre gemachten Schulden wieder zu decken und seine Ausgaben mit seinen Einkünften in ein passendes Verhältniß zu bringen. Ich kenne wohl

die Dürftigkeit des Budgets der auswärtigen Angelegenheiten und hätte ich selbst einiges Vermögen, so würde ich Ihnen nicht lästig fallen. Nichts ist mir unangenehmer, ich versichere Sie, als diese Geldforderungen, zu denen ich nur durch die dringendste Nothwendigkeit vermocht worden bin."

Fest der Villa Medicis für die Großherzogin Helena.

Ich hatte in London und Paris Bälle und Soiréen gegeben, und wenn auch dazu nicht erzogen, mich doch nicht übel dabei benommen; aber ich hätte nicht gedacht, was Feste in Rom werden können. Sie haben etwas von antiker Poesie in sich, wo stets der Tod dem Vergnügen zur Seite steht. In der Villa Medicis, deren Gärten schon ein Schmuck sind, und wo ich die Großherzogin Helena empfing, ist die Einrahmung des Gemäldes prachtvoll. Von der einen Seite sieht man die Villa Borghese mit dem Hause Rafael's, auf der andern die Villa di Monte-Mario und die Hügelreihen, welche den Tiber begrenzen; zu den Füßen des Beschauers liegt ganz Rom wie ein altes verlassenes Adlernest. In den Boskets drängten sich neben den Abkömmlingen der Paula und der Cornelier, die aus Neapel, Florenz und Mailand gekommenen Schönheiten. Plötzlich stürzte Boreas vom Gebirge herab, zerriß das Festzelt und entfloh mit einzelnen Fetzen Leinewand und Guirlanden, als wolle er uns ein Bild geben

von dem, was die Zeit auf diesem Ufer weggefegt habe. Die Gesandtschaft war bestürzt; ich aber fühlte eine Art spöttischer Lust, als ein Hauch des Himmels mein Gold eines Tages und meine Freuden einer Stunde hinwegführte. Das Unglück war bald wieder gut gemacht. Statt auf der Terrasse, frühstückte man in dem eleganten Pallaste. Die Harmonie der Hörner und Hoboen vom Winde hinweggeführt, glichen fast dem Murmeln meiner amerikanischen Wälder. Die Gruppen, die in den Windstößen spielten, die Frauen, deren wehende Schleier ihr Gesicht und ihre Haare bald verhüllten, bald sichtbar werden ließen, der Sartarello, der mitten unter dem Wehen des Windes fortdauerte, die Improvisatrice, welche den Wolken vordeclamirte, der Ballon, der mit der umgekehrten Chiffre der Tochter des Nordens davonflog, alles gab dem Feste einen neuen Charakter.

Welcher Zauber für jeden Mann, der sein Häufchen Jahre nicht gezählt und der von der Welt und dem Sturme Illusionen verlangt hätte! Ich habe viele Mühe, mich meines Herbstes zu erinnern, wenn ich bei meinen Soiréen Frauen des Frühlings vor mir vorbei gehen sehe, die zwischen den Blumen und den glänzenden Lichtern meiner Gallerien verschwinden; sie gleichen Schwänen, die strahlenden Klimaten zuschwimmen. Wohin gehen sie? Die Einen suchen, was sie schon geliebt haben, die Andern, was sie noch nicht lieben. Am Ende ihres Weges sinken sie in die hier stets offenen Gräber, in jene alten Sarcophage, welche den Springbrunnen an den Portiken zum Bassin dienen und vermehren den Staub der schon zahlreichen Opfer der Jugend und Schönheit. Diese Wogen von

Schönheit, Diamanten, Blumen und Federn rollen nach dem Tone einer rossinischen Musik, die sich von Orchester zu Orchester wiederholt und verliert. Ist diese Melodie das Seufzen des Windes, den ich in den Savennen Floridas oder das Aechzen, das ich im Tempel des Erechtheus zu Athen vernahm? Ist die ferne Klage des Sturmes, die mich auf dem Ocean in Schlummer wiegte? Wäre meine Sylphide unter der Gestalt einiger dieser glänzenden Italienerinnen verborgen? Nein; meine Dryade blieb an die Winde der Prärien gefesselt, wo ich mit ihr von der andern Seite des Waldes von Cambourg sprach. Diesem Treiben der Gesellschaft um mich her bin ich ganz fremd und doch liegt in diesem Fernschauspiel eine Art von berauschendem Duft, der mich erfaßt; ich entledige mich seiner nur, wenn ich meine Stirn in der Einsamkeit St. Peters oder des Colosseum erfrische. Dann weicht alles Kleinliche des Erdenlebens und ich finde mit der plötzlichen Veränderung der Scene nichts zu vergleichen als die alte Trauer meiner ersten Jugend.

Meine Beziehungen zur Familie Bonaparte.

Ich widme hier einige Zeilen meinen Beziehungen als Gesandter zur Familie Bonaparte, um die Restauration von einem derjenigen Vorwürfe zu befreien, den man ihr unaufhörlich macht.

Die Verbannung der kaiserlichen Familie ging nicht von Frankreich allein aus, sondern wurde von den Alliirten uns auferlegt. Diplomatische Verträge sprechen das Exil für die Bonaparte aus und schreiben ihnen sogar die Orte vor, wo man ihnen den Aufenthalt gestattet. Es ist sogar einem Minister oder einem Gesandten der fünf Mächte nicht erlaubt, den Verwandten Napoleons einen Paß auszustellen; dieser bedarf der Visa der vier andern Minister oder der Gesandten der vier andern contrahirenden Mächte.

Gott sei Dank! Ich habe mich diesen Maßregeln niemals unterworfen. Im J. 1823 stellte ich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ohne irgend Jemand zu fragen, der Gräfin von Survilliers einen Paß aus, damit sie nach Paris kommen konnte, um einen ihrer kranken Verwandten zu pflegen. Zwanzigmal verlangte ich die Aufhebung dieses Verbannungsdecrets und als Minister wie als Gesandter habe ich der Familie Bonaparte jeden Dienst geleistet, der in meinen Kräften stand. So habe ich die legitime Monarchie begriffen. Als Gesandter in Rom gab ich meinen Secretären und Attachés die Erlaubniß, im Pallaste der Herzogin von Saint-Leu zu erscheinen und schrieb selbst an den Cardinal Fesch, um ihn zu der bei mir stattfindenden Zusammenkunft einzuladen. Er nahm diese Einladung nicht an, sondern lehnte sie in einem Briefe ab, der voll Würde, Discretion und Klugheit war. Bei diesem Schritte vergaß ich ganz die Mißverständnisse, die früher zwischen dem Cardinal und mir obwalteten. Auch der Prinz Jérôme bat mich um meine Vermittlung bei dem Cardinal Bernetti, die ich ihm gern zugestand.

An den Grafen Portalis.

„Rom, d. 4. Mai 1829.

„In meinem Schreiben vom 30. April, worin ich Ihnen den Empfang Ihrer Depesche Nr. 25 anzeige, schrieb ich Ihnen, daß mich der Papst am 29. April in einer Privataudienz empfangen habe. Se. Heiligkeit schien sich einer trefflichen Gesundheit zu erfreuen, ließ mich neben sich setzen und behielt mich fast fünf Viertelstunden bei sich. Der österreichische Gesandte hatte vor mir eine öffentliche Audienz, um seine neuen Creditive zu überreichen.

„Nachdem ich das Kabinet Sr. Heiligkeit verlassen, stieg ich zum Staatssecretär hinab und eröffnete mit ihm in folgender Weise ein Gespräch.

„Nun, sagte ich, Sie sehen, wie unsere Journale mit Ihnen umgehen! Sie sind Oesterreicher, Sie hassen Frankreich und wollen ihm böse Streiche spielen. Was soll ich von dem Allen glauben?

„Er zuckte die Achseln und antwortete: Ihre Journale machen mich lachen. Durch meine Worte kann ich Sie nicht überzeugen, wenn Sie nicht schon überzeugt sind; aber stellen Sie mich auf die Probe, und Sie sollen sehen, ob ich Frankreich nicht liebe und nicht thue, was Sie von mir im Namen Ihres Königs verlangen."

„Ich halte den Cardinal Albani für aufrichtig. In Hinsicht der Religion besitzt er eine völlige Gleichgültigkeit; er ist kein Priester und hat sogar daran gedacht, den Purpur abzulegen und sich zu verheirathen; er ist kein Feund der Jesuiten, die ihn durch den Lärm, den sie machen, langweilen; er ist träg, ein starker Esser und liebt alle

Arten von Vergnügen; die Befehle und Hirtenbriefe sind ihm unendlich verhaßt und also auch diejenigen, welche jene Briefe und Befehle veranlassen. Dieser achtzigjährige Greis will in Ruhe und Freude sterben."

An den Grafen Portalis.

„Rom, d. 7. Mai 1829.

„Endlich erhalte ich durch die Herren Desgranges und Franqueville Ihre Depesche Nr. 25, Herr Graf. Sie ist hart und wahrscheinlich von einem schlecht erzogenen Schreiber im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten redigirt. Eine solche Depesche hätte ich nach den Diensten, die ich dem König während des Conclave geleistet habe, nicht erwartet; auch hätte man sich wohl ein wenig der Person erinnern sollen, an die man sie richtete. Kein verbindliches Wort für Herrn Bellocq, der so seltene Documente sich zu verschaffen gewußt hat; nichts von der Bitte, die ich für ihn gethan; nur nutzlose Erörterungen über die Ernennung des Cardinal Albani, eine Ernennung, die im Conclave geschehen ist und die also Niemand voraussehen oder verhindern konnte. In meiner letzten Depesche, die Ihnen wahrscheinlich jetzt zu Handen gekommen ist, biete ich Ihnen noch ein ganz einfaches Mittel an, sich von diesem Cardinal zu befreien, wenn er Frankreich so große Furcht einjagt und dieses Mittel wird schon zur Hälfte ausgeführt sein, sobald Sie gegenwärtigen Brief erhalten. Morgen beurlaube ich mich bei Sr. Heiligkeit, übergebe die Geschäfte an Herrn Bellocq nach den Instructionen Ihrer Depesche und reise nach Paris."

Dieses letzte Billet ist ziemlich heftig und endigte meine Correspondenz mit Herrn Portalis.

An Frau Recamier.

„14. Mai 1829.

„Meine Abreise ist auf den 16. festgesetzt. Briefe, die diesen Morgen von Wien gekommen sind, enthalten die Nachricht, daß Herr von Laval das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten abgelehnt hat! Ist das wahr? Und was wird geschehen, wenn er bei seiner Weigerung bleibt? Gott weiß es. Ich hoffe, das Alles wird noch vor meiner Ankunft in Paris entschieden sein. Wir scheinen von einem Schlaganfall getroffen und nur noch die Zunge frei bewegen zu können.

„Sie glauben, ich würde mich mit Herrn von Laval verstehen? Ich zweifle. Ich bin ganz geneigt, mich mit Niemand zu verstehen. Ich wollte mit den friedlichsten Gesinnungen nach Paris kommen und diese Leute lassen sich's einfallen, mit mir Streit anzufangen. So lange ich Aussichten für das Ministerium hatte, konnte man nicht genug Schmeicheleien und Lobeserhebungen für mich finden und an dem Tage, wo die Stelle besetzt war oder wenigstens die Aussicht dazu vorhanden, kündigt man mir in der gröbsten und zugleich einfältigsten Depesche von der Welt die Ernennung des Herrn von Laval an. Aber um so unverschämt und so gemein zu werden, hätte man doch ein wenig daran denken sollen, mit wem man es zu thun hatte. Auch habe ich Herrn von Portalis eine Antwort geschickt, die ihn wohl davon in Kenntniß setzen wird.

Vielleicht hat er die Depesche unterzeichnet, ohne sie zu lesen, wie es Carnot mit hunderten von Todesurtheilen that."

Anmaßung.

Der Kanzler Olivier, Freund des großen L'Hopital, vergleicht in seiner nicht eben feinen Sprache des sechszehnten Jahrhunderts die Franzosen mit Meerkatzen, welche auf den Gipfel der Bäume klettern und nicht eher aufhören mit Klettern, bis sie zum höchsten Zweig gelangt sind, um dort zu zeigen, was sie verstecken müssen. Die Vorgänge in Frankreich seit 1789 beweisen die Richtigkeit dieses Vergleichs. Jeder Mann, der den Baum des Lebens hinaufklettert, gleicht auch dem Affen des Kanzlers; am Ende giebt man ohne Scham seine Schwäche den Vorübergehenden preis. So ergreift auch mich am Ende meiner Depeschen die Lust, mich zu rühmen. Die großen Männer, die ja jetzt in so großer Menge vorhanden sind, zeigen, wie thöricht es sei, seine eigene Unsterblichkeit nicht auszurufen.

Meine Leser kennen wahrscheinlich die diplomatischen Verhandlungen und Correspondenzen der Vergangenheit entweder gar nicht aus eigener Anschauung oder nur sehr unvollkommen. Man lese sie und vergleiche sie mit dem, was ich als Minister und Gesandter gethan und geschrieben habe und man wird finden, daß meine Arbeiten mit denen meiner Vorgänger gar nicht zu vergleichen ist.

Zunächst wird man bemerken, daß ich das Auge überall habe. Ich beschäftige mich mit Reschid Pascha, wie mit Herrn von Blacas; ich vertheidige meine Privilegien und Rechte als Gesandter in Rom gegen Jeden; ich bin voller Clauseln, Falschheit (ausgezeichnete Eigenschaft!) und Feinheit, so daß, als Herr von Funchal mir in einer zweideutigen Stellung schrieb, ich ihm nicht antwortete, sondern mit hinterlistiger Höflichkeit zu ihm ging, damit er keine Zeile von mir aufweisen könne und ihn doch zufrieden stellte. Kein unkluges Wort ist in meinen Unterhandlungen mit den Cardinälen Bernetti und Albani zu finden; nichts entgeht mir; ich gehe bis in die kleinsten Einzelheiten hinab und stelle in den Angelegenheiten der Franzosen in Rom eine Sicherheit her, die noch jetzt auf den von mir gegebenen Grundlagen besteht. Mit Adlerblick bemerke ich, daß der Vertrag zwischen dem heiligen Stuhl und den Gesandten Laval und Blacas unerlaubt ist und daß keine der beiden Parteien das Recht hatte, ihn zu schließen. Ich nehme es ferner über mich, einem Cardinal das Ausschließungsrecht zu geben, weil ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten mich ohne Instructionen ließ und mich der Gefahr aussetzte, eine Creatur Oesterreichs als Papst zu sehen. Ich verschaffe mir das geheime Journal des Conclave, was noch kein Gesandter zu erhalten wußte; ich schicke Tag für Tag die Namensliste der Abstimmungen ein. Ich vernachlässige auch die Familie Bonaparte nicht und verzweifle nicht, durch kluges Benehmen den Cardinal Fesch dahin zu bringen, daß er seinen Posten als Erzbischof von Lyon aufgebe. Wenn ein Carbonari sich regt, so weiß ich es und urtheile über die größere oder ge-

ringere Wahrscheinlichkeit der Verschwörung; wenn ein Abbé intriguirt, so weiß ich es, und vereitle die Pläne, die man entworfen hatte, die französischen Cardinäle von ihrem Gesandten zu entfernen. Ich entdecke sogar, daß der Cardinal Latil ein wichtiges Geheimniß dem Großpönitentiarius anvertraut hat. Seid Ihr zufrieden? Verstehe ich wohl mein Handwerk? Und das Alles geschieht von mir ohne großes Kopfzerbrechen.

Noch auf einen andern Punkt muß ich aufmerksam machen. In meinen Depeschen finde ich die großen Fragen des Tages eben so behandelt, wie die Privatangelegenheiten, und meine Ansichten stehen unleugbar auf der Höhe meiner Zeit. Man sehe nur die Depesche an Herrn Portalis, in der ich von dem Zustande Italiens spreche und mit Verachtung auf die Kabinete hinzeige, welche als besondere Verschwörungen ansehen, was nur die Entwickelung der Civilisation ist. Das „Mémoire sur la guerre de l'Orient" enthält ebenfalls politische Ansichten, die den breitgetretenen Weg der Gewöhnlichkeit verlassen.

Lieber Leser, ich bin mit dem Rühmen noch lange nicht zu Ende. Mehrere Schriftsteller unserer Tage haben die Sucht, ihr literarisches Talent zu verachten, um ihrem politischen Talente zu folgen, das sie weit höher schätzen. Gott sei Dank! mich beseelt ein ganz entgegengesetzter Gedanke. Ich achte die Politik gering, aber deshalb, weil ich darin glücklich gewesen bin. Um ein ausgezeichneter Geschäftsmann zu sein, ist es nicht nöthig, Eigenschaften zu erwerben, sondern deren zu verlieren. Ich bin unverschämt genug, mich zu allem Positiven für fähig zu halten, wenn ich auch weiß, weshalb ich es darin zu Nichts bringe.

Dies kommt nicht von der Muse, sondern von meiner Gleichgültigkeit gegen Alles her. Mit diesem Fehler wird man es nie zu etwas Vollendetem im praktischen Leben bringen.

Die Gleichgültigkeit ist freilich auch eine Eigenschaft der Staatsmänner, aber nur für Staatsmänner ohne Gewissen. Man muß jedes Ereigniß nüchternen Auges betrachten, in Rücksicht Anderer Moral, Gerechtigkeit, Unglück gar nicht beachten und nur seinen eigenen Vortheil im Auge halten. Denn solchen überlegenen Geistern muß jeder Zufall, sei er gut oder schlecht, Etwas einbringen. Leider ist aber meine Sorglosigkeit eine doppelte, denn ich bin nicht sorglicher für mich wie für dies Thatsächliche. Die Verachtung der Welt kam dem heiligen Paulus aus seinem religiösen Glauben; die Verachtung der Gesellschaft kommt mir aus meinem politischen Unglauben. Dieser Unglaube würde mich weitführen, wenn ich, fürsorglicher für meine Person, sie zugleich zu demüthigen und herauszuputzen verstände. Was ich aber anfangen mag, ich bleibe immer ein einfältiger ehrlicher Mann, der weder zu kriechen noch zu nehmen versteht.

Jetzt, wo ich mit meiner Prahlerei zu Ende bin, will ich auch sagen, was ich eigentlich damit will. Meine Absicht ist, die Literaten gegen die Männer der Diplomatie, des Bureau und des Comptoir zu vertheidigen, indem ich zeige, daß jene der Letztern Geschäfte ebensogut machen können.

Wer war in Frankreich je mehr Schriftsteller als L'Hospital, d'Ossat und Richelieu? Wenn der letzte ein schlechter

Dichter war, sollte er blos deshalb ein großer Minister gewesen sein? Es fragt sich ja nicht, wie viel oder wenig Talent da ist, es fragt sich nur nach der Leidenschaft für Papier und Dinte. Wenn Jemand, der zugleich Staatsmann und Schriftsteller ist, nur seiner mittelmäßigen schriftstellerischen Gaben wegen ein bedeutender Staatsmann wäre, so müßte man umgekehrt schließen, daß ein schlechter Politiker ein ausgezeichneter Dichter sein müßte. Aber hat denn die Dichtergabe Solons sein politisches Genie unterdrückt? waren nicht Thucydides und Demosthenes eben so glänzende Schriftsteller als Staatsmänner? War nicht Xenophon ein eben so großer Feldherr als Geschichtschreiber und wer mag den Ruhm Cäsars als Schriftsteller in fast allen Zweigen der Literatur leugnen?

Aber trotz dieser und tausend anderer Beispiele, wird das literarische Talent, wie überlegen es auch jedem andern sei, in unserm Vaterlande stets ein Hinderniß für staatsmännische Erfolge sein. Wozu auch ein hoher Verstand? Er nützt zu nichts. Die Dummköpfe Frankreichs, eine besondere und ganz nationale Species, halten sich den größten Genies überlegen. Nie wird ihre Eitelkeit einem Manne eine doppelte Geschicklichkeit und die Fähigkeit zugestehen, Geschäfte eben so gut zu führen wie sie. Ueberschreitet man das gewöhnliche Maß nur um eine Linie, so so schreien tausend Schwachköpfe sogleich: „Er versteigt sich in die Wolken!“ Die armseligen Neidhämmel üben ihre Wuth gegen jedes Verdienst, weil sie ihre eigene Erbärmlichkeit fühlen und schicken mitleidig Virgil, Racine, Lamartine zu ihren Versen zurück. Was bleibt denn aber Euch, Ihr stolzen Herren? Das Vergessen, und das er=

wartet Euch schon zwanzig Schritt von Eurer Wohnung, während zwanzig Poeten bis in die späteste Nachwelt noch leben werden.

Die Franzosen in Rom.

Die erste Invasion der Franzosen in Rom unter dem Directorium war schändlich und räuberisch; die zweite unbillig zu nennen; aber einmal zur Thatsache geworden, rief sie die Ordnung wieder hervor.

Die Republik verlangte von Rom für einen Waffenstillstand, zweiundzwanzig Millionen Franken, die Besetzung der Citadelle von Ancona, hundert Gemälde und Statuen und hundert Manuscripte nach der Wahl der französischen Commissäre. Man wollte vor Allem die Büste von Brutus und von Marc Aurel haben. In Frankreich nannten sich so viele Leute damals Brutus. Es war ganz natürlich, daß sie das Bild ihres Adoptivvaters zu haben wünschten. Aber Marc Aurel? Wer war mit diesem verwandt? Attila verlangte für seine Umkehr vor Rom nur eine gewisse Anzahl Pfunde Pfeffer und Seide; zu unserer Zeit hat es sich für kurze Zeit mit Gemälden losgekauft. Große Künstler, die häufig vernachlässigt und unglücklich waren, haben ihre Meisterwerke undankbaren Städten, die sie verkannt hatten, zurückgelassen.

Die Franzosen des Kaiserreichs mußten für die Verwüstungen, welche die Franzosen der Republik in Rom be-

wirkt hatten, eine Entschädigung geben; auch waren sie für jene Plünderung Roms durch eine Armee, die ein französischer Prinz führte *), eine Sühne schuldig. Bonaparte stellte in den Ruinen die Ordnung wieder her, die ein anderer Bonaparte hatte entstehen sehen, und deren Ursache er beschreibt. Die französische Administration folgte bei der Freimachung des Forums ganz demjenigen Plane, den Rafael Leo X. vorgeschlagen hatte; sie ließ die drei Säulen des Tempels des Jupiter Tonans herausgraben; entkleidete den Portikus des Tempels der Concordia von den späteren Anbauten; legte das Pflaster der Viasacra blos; ließ die späteren Anbauten vom Tempel des Friedens niederreißen; entfernte die Erde, welche den Eingang zum Colloseum bedeckte, reinigte das Innere der Arena und brachte sieben oder acht Badesäle des Titus zum Vorschein.

Außerdem wurde das Forum des Trajan ausgegraben; das Pantheon, die Thermen des Diocletian und der Tempel der Pudicitia wieder neu ausgebessert, und die nöthigen Fonds wurden angewiesen, um außerhalb Roms die Mauern von Falerii und das Grab der Cäcilia Metella in Stand zu erhalten. Auch moderne Gebäude wurden so viel als möglich erhalten; so besserte man das Dach des heiligen Paulus Extramuros aus, die jetzt nicht mehr existirt und die Kirchen der heiligen Agnes und San Martino ai Monti wurden vor den Eingriffen der Zeit geschützt; der steinerne Fußboden der Peterskirche wurde ebenfalls zum Theil ausgebessert und durch Blitzableiter der Dom des Michel Angelo vor den Einwirkungen des Blitzes in

*) Carl von Bourbon im Jahre 1527.

Anm. d. Uebers.

Sicherheit gebracht; auch legte man zwei neue Begräbnißplätze an im Osten und Westen der Stadt.

Das Quirinal bekleidete wieder seine innere Dürftigkeit mit dem Glanze römischen Porphyrs und Marmors. Es war zum kaiserlichen Pallast ausersehen und Bonaparte wollte, ehe er es bewohnte, die Spuren der Entführung des Papstes, des Gefangenen in Fontainebleau, verschwinden lassen. Man faßte ferner den Plan, den Theil der Stadt, welcher zwischen dem Capitol und dem Monte Cavallo liegt, niederzureißen, damit der Triumphator zu seiner kaiserlichen Wohnung eine großartige Auffahrt habe. Die Ereignisse ließen diese gigantischen Träume verschwinden durch die Zerstörung ungeheurer Wirklichkeiten.

In den schon angenommenen Plänen befand sich auch derjenige, von Rivetta bis zur Ripa grande eine Reihe von Kais zu errichten, die bepflanzt werden sollten. Die vier Häuserinselchen zwischen der Engelsburg und dem Platze Rusticucci waren zum Theil schon angekauft und sollten niedergerissen werden. Eine breite Allee wäre auf diese Weise nach dem Petersplatze gegangen, den man schon vom Fuße der Engelsburg aus gesehen hätte.

Die Franzosen machen überall Promenaden. In Kairo sah ich einen großen viereckigen Platz, den sie mit Palmen bepflanzt und mit Kaffeehäusern umgeben hatten, welche die Namen der berühmteren Cafés in Paris trugen. In Rom haben meine Landsleute den Pincio geschaffen. Man steigt auf einer Rampe hinauf. Als ich diese neulich herabstieg, sah ich einen Wagen vorbei fahren, in welchem eine Dame von noch ziemlich jugendlichem Aeußern saß. An ihren blonden Haaren, ihrem ungraziösen Wuchs und

ihrer fehlerhaften Schönheit hätte ich sie für eine Fremde aus Westfalen gehalten; es war Madame Guiccioli. Nichts vereinigte sich weniger mit der Erinnerung an Lord Byron. Was thut das? Die Tochter von Ravenna (der übrigens der Dichter schon überdrüssig war, als ihn der Tod überraschte) wird deshalb nicht weniger, geführt von der Muse, einen Platz im Elysium finden und die Gottheiten des Grabes vermehren.

Der westliche Theil der Piazza del Popolo sollte in dem Raume, den jetzt Zimmerhöfe und Magazine einnehmen, ebenfalls mit Bäumen besetzt werden; man hätte vom äußersten Ende des Corso das Capitol, den Vatican und St. Peter, jenseits die Kais des Tiber, nämlich das alte und das moderne Rom gesehen.

Promenaden. — Mein Neffe Christian von Chateaubriand.

Ich werde Rom bald verlassen und hoffe dahin zurückzukehren. Ich liebe dieses traurige und doch so schöne Rom wieder leidenschaftlich und werde ein Panorama auf dem Capitole haben, wo der preußische Minister mir den kleinen Pallast Caffarelli abtreten will; in San-Onofrio habe ich mir eine andere Zuflucht vorbehalten. Unterdeß irre ich in der Campagna herum; es giebt keinen noch so kleinen Weg zwischen zwei Hecken, den ich nicht besser kenne, als die Fußsteige in Combourg. Von dem Monte-Mario und den umliegenden Hügeln entdecke ich nach Ostia

zu das Meer; ich ruhe unter den verfallenen Säulengängen der Villa Madama. In diesen zu Pachthöfen umgewandelten Pallästen finde ich oft nur ein junges Mädchen, das schüchtern, scheu und gewandt im Klettern wie ihre Ziege ist. Wenn ich durch die Porta Pia hinausgehe, so gehe ich über die Brücke Lamentano über den Teverone, bewundere im Vorübergehen in der Kirche der heiligen Agnes einen Christuskopf von Michel Angelo, welcher das fast verlassene Kloster hütet. Die so in der Wüste zerstreuten Meisterwerke der großen Künstler erfüllen die Seele mit einer tiefen Trauer. Ich beklage es unendlich, daß man die Gemälde Roms in einem Museum vereinigt hat. Ich würde ein weit größeres Vergnügen empfinden, müßte ich sie in den halbverfallenen Gebäuden aufsuchen, in denen sie ursprünglich aufgestellt waren.

Jenseits der Brücke Lamentano dehnen sich vergilbte Weideplätze zur Linken bis zum Tiber aus, der Fluß, der die Gärten des Horaz bewässerte, schlingt sich still hindurch. Folgt man der großen Straße, so findet man die Spuren der ehemaligen Villa Tiburtina. Dort sah ich in diesem Jahre die erste Schwalbe.

Ich botanisire am Grabe der Cäcilia Metella. Die Wasserreseda und die Anemone der Apenninen zeichnen sich auf dem weißen Boden und in den Ruinen schön ab. Auf der Straße nach Ostia begebe ich mich nach San Paolo, vor kurzem vom Feuer verwüstet; ich ruhe auf einem verkalkten Porphyr und sehe den Arbeitern zu, welche schweigend eine neue Kirche erbauen.

Wenn wir in Frankreich irgend eine kleine Hütte errichten, machen wir einen entsetzlichen Lärm mit Maschinen,

Massen von Menschen und deren Geschrei; in Italien unternimmt man großartige Bauwerke, ohne sich besonders zu bewegen. Eben jetzt läßt der Papst den eingestürzten Theil des Colosseums wieder herstellen; ein halbes Dutzend Handlanger erheben ohne Gerüst den Koloß, auf dessen Schultern eine zu sclavischen Arbeitern verwandelte Nation starb. Bei Verona bin ich häufig stehen geblieben und habe einem Pfarrer zugesehen, der allein einen ungeheuren Glockenthurm errichtete; als Maurer diente ihm der Pfarrbauer.

Häufig umgehe ich zu Fuß die Mauern Roms. Auf diesem Rundgange lese ich die in den Bauwerken geschriebene Geschichte der verschiedenen Zeitalter dieser Königin des heidnischen und christlichen Universums.

Oft auch gehe ich auf Entdeckungen irgend einer verfallenen Villa innerhalb der Mauern Roms aus. Ich besuche Santa Maria Maggiore, Sanct Johann vom Lateran mit seinen Obelisken, Santa Croce di Girusalemme mit ihren Blumen. Ich höre darin singen; ich bete; ich bete gern knieend; mein Herz ist dann näher dem Staube und der ewigen Ruhe. Ich nähere mich ja meinem Grabe.

Meine Ausgrabungen sind nur eine andere Art derselben Vergnügungen. Vom Plateau irgend eines Hügels bemerkt man den Dom der Peterskirche. Was bezahlt man den Eigenthümern des Orts, in welchem Schätze vergraben sind? Den Werth des durch die Ausgrabung zerstörten Grabes. Vielleicht gebe ich meinen Thon der Erde wieder für die Statue, die sie mir giebt: Wir tauschen nur ein Bild des Menschen gegen ein anderes.

Man hat Rom nicht gesehen, wenn man nicht die

Straßen seiner mit leeren Plätzen, mit Gärten voller Ruinen, mit Einzäunungen von Bäumen und Weinstöcken, mit Klöstern, in denen sich Palmen und Cypressen erheben, vermischten Vorstädte gesehen hat. Aus diesen Trümmern sieht man hoch gewachsene schöne Römerinnen hervorgehen, theils um Früchte zu kaufen, theils um Wasser an den Springbrunnen zu schöpfen, die von den Wasserleitungen der Kaiser und der Päpste gespeist werden. Um die Sitten in ihrer ganzen Natürlichkeit kennen zu lernen, gebe ich vor, eine Wohnung zu suchen. Ich klopfe an die Thür eines einzeln stehenden Hauses; man ruft: Favorisca. Ich trete ein und finde in fast leeren Zimmern entweder einen Handwerker bei der Arbeit oder eine stolze Zitella, Wolle strickend, eine Katze auf ihrem Schooß, die mich, ohne sich zu erheben, in den Räumen herumlaufen sieht.

Wenn das Wetter schlecht ist, gehe ich nach St. Peter oder verirre mich auch wohl in die Museen des Vatican, mit den 11,000 Zimmern und 18,000 Fenstern (nach Justus Lipsius). Welche Einsamkeiten voll Meisterwerke! Man gelangt dahin durch eine Gallerie, in deren Mauern Grabschriften und alte Inschriften eingefügt sind: Der Tod scheint in Rom geboren.

Es giebt in dieser Stadt mehr Grabmäler als Todte. Ich denke mir zuweilen, daß die abgeschiedenen, wenn ihr Marmorlager zu warm für sie wird, in ein anderes leer gebliebenes schlüpfen, wie man einen Kranken aus einem Bette in das andere bringt.

Das erste Mal war ich Ende Juni in Rom. Die Zeit der Hitze entvölkert die Stadt; der Fremde flieht und die Eingebornen verschließen sich in ihre Häuser; am Tage

begegnet man Niemand auf der Straße. Die Sonne wirft ihre Strahlen auf das Colosseum, wo das Gras unbeweglich herabhängt und nichts sich bewegt als die Eidechsen. Die Erde ist nackt; der wolkenlose Himmel erscheint noch verlassener als die Erde. Aber bald läßt die Nacht die Bewohner aus ihren Pallästen und die Sterne am Firmament erscheinen; Himmel und Erde bevölkern sich wieder; Rom lebt wieder auf. Dieses im Schweigen der Nacht in der Umgebung der Gräber wieder begonnene Leben gleicht ganz dem Leben der Schatten, welche beim Anbruche des Tages zum Erebus wieder hinabsteigen.

Gestern irrte ich im Mondenscheine in der Campagna umher zwischen der Porta Angelica und dem Monte Mario. In einem engen Thälchen hörte man eine Nachtigall. Ich habe nur damals jene melodiöse Trauer gehört, von welcher die alten Dichter in Bezug auf diesen Vogel des Frühlings sprechen. Die langgehaltenen Töne, welche bei uns dem glänzenden Schmettern des geflügelten Sängers vorausgehen, waren nicht so durchdringend, wie die unserer Nachtigallen. Sie erschienen verschleiert wie die Töne des Dompfaffen unserer Wälder. Alle Noten waren um einen halben Ton tiefer und der ganze Gesang aus Dur in Moll übertragen; zugleich geschah der ganze Vortrag mit halbleiser Stimme, als wolle der Sänger die Todten tiefer in Schlaf wiegen, nicht aber sie erwecken. In diesen Naturgesängen glaubte ich die Hymnen des Horaz, die Liebeslieder des Tibull und des Ovid zu hören; nur die Philomele des Virgil schien nicht darin vertreten. Diese Liebeshymne war an diesem Orte und zu dieser Stunde von ergreifender Wirkung; sie mahnten an ein zweites Leben.

Nach Sokrates ist ja die Liebe die Sehnsucht durch Vermittlung der Schönheit wieder geboren zu werden. Dieser Wunsch sprach sich in den Worten eines jungen griechischen Mädchens an einen jungen Mann aus: „Und wenn mir nur der Faden meines Perlenhalsbandes bliebe, würde ich es mit dir theilen."

Wenn ich das Glück hätte, mein Leben hier zu beschließen, so würde ich es so einrichten, daß ich eine Wohnung bei San Onofrio erhielte, welche neben dem Zimmer, in dem Tasso starb, liegen müßte. In den freien Stunden meiner Gesandtschaft würde ich am Fenster meiner Zelle meine Denkwürdigkeiten fortsetzen. In einer der schönsten Gegenden der Erde, unter Orangenbäumen und immergrünen Eichen, ganz Rom unter meinen Füßen würde ich jeden Morgen, ehe ich an's Werk ginge, zwischen dem Bette des Todes und im Grabe des Dichters, den Geist des Ruhmes und des Unglücks anrufen.

In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Rom begegnete ich bei einem planlosen Umherirren zwischen den Bädern des Titus und dem Colosseum einen Zug kleiner Knaben, geführt von einem Lehrer in breitkrämpigem Hute, langen und zerrissenem Gewande, der ganz einem armen Bruder der christlichen Lehre glich. Im Vorbeigehen sah ich ihn an und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, denn ich erkannte meinen Neffen Christian von Chateaubriand. Auch er sah mich an und ohne irgend ein Erstaunen zu äußern, begrüßte er mich als seinen Onkel. Ich drückte ihn ganz bewegt in meine Arme; er aber hielt mit einer Handbewegung die schweigende Knabenschaar hinter sich zurück. Christian war bleich und doch gebräunt,

vom Fieber erschöpft und von der Sonne verbrannt. Er sagte mir, daß er im Jesuiten-Collegium Studienpräfect sei. Er hatte fast seine Muttersprache vergessen und sprach nur mit Mühe das Französische. Die Augen voller Thränen betrachtete ich den zum Fremden gewordenen Sohn meines Bruders.

Ich hatte Christian in der Wiege gesehen; einige Tage vor meiner Emigration wohnte ich seiner Taufe bei. Sein Vater, sein Großvater, der Präsident von Rosambo und sein Urgroßvater, der Herr von Malesherbes waren gegenwärtig. Der letztere hielt ihn über die Taufe und gab ihm seinen Namen Christian. Die Kirche Saint Laurent war verlassen und schon halb zerstört. Die Amme und ich nahmen das Kind aus den Händen des Pfarrers zurück.

Der Neugeborne wurde seiner Mutter zurückgebracht und von ihr und seiner Großmutter, der Frau von Rosambo, mit Thränen der Freude empfangen. Zwei Jahre später waren der Vater, der Großvater, der Urgroßvater, die Mutter und die Großmutter auf dem Schaffotte gestorben, und ich, der Taufzeuge, lebte in der Verbannung. Diese Erinnerungen erwachten in mir bei dem plötzlichen Wiederfinden meines Neffen unter den Ruinen Roms. Christian hat die eine Hälfte seines Lebens bereits als Waise durchlebt, die andere Hälfte dem Altare geweiht, dem stets offenen Herde des gemeinsamen Vaters der Menschen.

Christian empfand für Louis, seinen würdigen Bruder, eine glühende und eifersüchtige Leidenschaft. Als Louis sich verheirathete, ging Christian nach Italien. Er kannte dort den Herzog von Rohan-Chabot und traf daselbst

Frau Recamier. Wie sein Oheim ist er nach Rom zurückgekommen und hat dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen, er in einem Kloster, ich in einem Pallaste. Er gab seinem Bruder das Vermögen, das er nach den neuen Gesetzen nicht mit gutem Gewissen besitzen zu können glaubte und so gehört jetzt Malesherbes nebst Combourg Louis.

Nach diesem unerwarteten Zusammentreffen am Fuße des Colosseums besuchte mich Christian, begleitet von einem Jesuitenpriester, im Gesandtschaftshôtel. Seine Haltung war düster, sein Blick ernst; früher lachte er stets. Ich fragte ihn, ob er glücklich sei; er antwortete mir: „Ich habe lange gelitten; jetzt ist mein Opfer vollbracht und ich befinde mich wohl.“

Christian hat den eisernen Charakter seines Großvaters väterlicher Seits, des Herrn von Chateaubriand, und die sittlichen Tugenden seines mütterlichen Ahns, des Herrn von Malesherbes geerbt. Seine Gefühle sind verschlossen, obgleich er sie, ohne Rücksicht auf die Vorurtheile der Menge, offen zeigt, wenn es sich um seine Pflichten handelt. Als er noch bei den Garde-Dragonern stand, ging er, sobald er seinen Dienst abgethan, zur Communion und man spottete nicht darüber, denn seine Tapferkeit und sein Wohlthätigkeitssinn waren die Bewunderung seiner Kameraden. Seitdem er dem Dienst entsagt, hat man entdeckt, daß er eine große Anzahl Offiziere und Soldaten heimlich unterstützte; er hat noch Pensionäre in den Dachstübchen von Paris und Louis tilgt die brüderlichen Schulden. Eines Tages fragte ich Christian als er noch in Frankreich war, ob er sich verheirathen würde: „Wenn ich mich ver-

heirathete, antwortete er, so würde ich die ärmste meiner Verwandten nehmen.“

Christian bringt ganze Nächte im Gebet zu, und übt eine Strenge gegen sich, die seine Oberen mit Entsetzen wahrnehmen. Eine Wunde, die an dem einen seiner Beine sich findet, war aus der Beharrlichkeit entstanden, mit der er ganze Stunden auf den Knieen lag.

Christian gehört nicht diesem Jahrhundert an; er erinnert mich an jene Herzoge und Grafen im Gefolge Karls des Großen, welche, nachdem sie gegen die Sarazenen gefochten, in Einöden Klöster stifteten und darin Mönche wurden. Ich betrachte ihn wie einen Heiligen und bin überzeugt, daß seine guten Werke, im Verein mit denen meiner Mutter und meiner Schwester Julie, mir Gnade bei dem höchsten Richter erwerben würden. Auch ich habe eine Neigung zum Kloster; aber wenn meine Stunde kommt, so werde ich mir in Portiuncula, unter dem Schutze meines Patrons, Franz von Assisi, eine Einöde wählen.

Paris, August und September 1830.

Rückkehr von Rom nach Paris. — Meine Pläne. — Der König und seine Gesinnungen. — Herr Portalis. — Herr von Martignac. — Abreise nach Rom. — Die Pyrenäen. — Ein Abenteuer.

Ich hatte ein großes Vergnügen, meine Freunde wieder zu sehen und dachte nur an das Glück, sie mit mir zu

nehmen und meine Tage in Rom zu beschließen. Um das kleine Palais Caffarelli, das ich auf dem Capitol zu miethen gedachte, schrieb ich noch besonders, kaufte englische Pferde und ließ sie nach den Weiden des Evander abgehen und sagte in meinem Gedanken, meinem Vaterlande mit einer Freude Lebewohl, die bestraft zu werden verdiente. Wenn man in seiner Jugend weite Reisen gemacht und viele Jahre fern von seinem Vaterlande zugebracht hat, ist man daran gewöhnt, seinen Tod überall hin zu verlegen.

Ich ging nach Saint Cloud und machte dem König meine Aufwartung. Er fragte mich, wann ich nach Rom zurückkehren werde. Er war überzeugt, daß ich ein gutes Herz, aber einen eigensinnigen Kopf habe; es ist aber gerade das Gegentheil der Fall.

Ich fand den König sehr unzufrieden mit seinem Ministerium; er ließ es durch gewisse royalistische Journale angreifen, oder vielmehr, wenn die Redactoren dieser Blätter ihn fragten, ob er ihre Aufsätze nicht zu feindselig fänd, rief er: „Nein, nein, fahren Sie nur fort.“ Wenn Herr von Martignac gesprochen hatte, sagte Karl X.: „Haben Sie die Pasta gehört?“ Die liberalen Ansichten des Herrn Hyde de Neuville waren ihm ganz zuwider; mehr Geschmack fand er an Herrn Portalis, der seine Habsucht auf dem Gesichte trug; sein Unglück verdankt Frankreich dem Herrn Portalis. Als ich ihn in Passy sah, bemerkte ich, was ich zum Theil schon errathen hatte. Der Großsiegelbewahrer, der das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nur interimistisch bekleidete, hätte es gar zu gern für immer behalten, obgleich er sich, für jeden Fall

gerüstet, die Stelle des Präsidenten am Cassationshof vorbehalten hatte. Als die Besetzung dieses Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zur Sprache kam, hatte der König gesagt: „Ich behaupte nicht, daß Chateaubriand nicht mein Minister werde; nur jetzt nicht." Der Fürst von Laval hatte abgelehnt; Herr de la Ferronnays konnte sich einer fortgesetzten Anstrengung nicht hingeben. In der Hoffnung, daß das Portefeuille ihm doch bleiben müsse, that Herr Portalis nichts, um den König zur Entscheidung zu drängen.

Voll von meinem künftigen Glücke in Rom, ließ ich mich gehen, ohne die Zukunft zu sehr zu bedenken. Es war mir ganz recht, daß Herr Portalis das Interim behielte, da unter ihm meine politische Stellung unangetastet blieb. Der Gedanke kam mir nie, daß Herr von Polignac in das Ministerium treten könne. Sein beschränkter, heftiger und starrer Sinn, sein unglücklicher und unpopulärer Name, seine bis zum Fanatismus exaltirten religiösen Ansichten schienen mir ihn für immer von der Macht auszuschließen. Zwar hatte er für den König gelitten; aber er war auch reich dafür belohnt worden durch die Freundschaft seines Herrn und durch die wichtige Gesandtschaft in London, die ich ihm, trotz des Widerstrebens des Herrn von Villèle, unter meinem Ministerium gegeben hatte.

Unter allen Ministern, die ich in Paris am Ruder fand, gefiel mir nur der treffliche Hyde de Neuville; bei allen anderen erkannte ich eine Unfähigkeit, welche die Dauer ihrer Herrschaft unmöglich machte. Herr von Martignac hatte die Gabe einer fließenden Rede, seine Stimme

war sanft und erschöpft, wie die eines Mannes, dem die Frauen etwas von ihrer Verführungsgabe und ihrer Schwäche mitgetheilt haben. Der ehemalige Gesandtschaftssecretär des Abbé Siéyès besaß übrigens einen ruhigen, etwas mißgünstigen Geist. Ich hatte ihm 1823 in Spanien eine vortheilhafte, unabhängige Stellung gegeben, aber er wäre lieber Gesandter gewesen und fühlte sich verletzt, daß er nicht ein Amt erhielt, das er vollkommen verdient zu haben glaubte.

Was ich von den Ministern dachte, war von geringer Bedeutung; aber die Kammer beging einen Fehler, als sie ein Ministerium fallen ließ, das sie um jeden Preis zu erhalten hätte suchen sollen. Seinen Untergang herbeizuführen, war leicht, denn es wurde von nichts gehalten, und der König war ihm abgeneigt; ein Grund mehr, um diesen Männern eine Majorität zu geben, die sie so lange zu halten im Stande war, bis sie einem kräftigeren Ministerium Platz machen konnten. In Frankreich versteht man aber nicht zu warten. Jeder Anschein von Macht flößt Abscheu ein, bis man ihn selbst besitzt. Uebrigens hat Herr von Martignac seine Schwächen auf edle Weise wieder gut gemacht, indem er muthig den Rest seines Lebens zur Vertheidigung des Herrn von Polignac verwendete. Das Pflaster brannte mir in Paris; ich konnte mich an den trüben Himmel Frankreichs nicht gewöhnen; was hätte ich erst denken müssen von dem Himmel der Bretagne? Doch dort gab es wenigstens Meeresstürme und Ruhe. Meine Befehle für die nothwendigen Veränderungen und Erweiterungen meines Hauses und Gartens in der Rue d'Enfer, aus dem ich nach meinem Tode

eine Krankenanstalt machen wollte, waren gegeben. Ich bestimmte dieses Grundstück zum Zufluchtsort einiger kranker Künstler und Schriftsteller.

Nachdem ich mich beim König beurlaubt hatte, in der Hoffnung, ihn für immer von mir zu befreien, stieg ich in meinen Reisewagen. Ich ging zunächst in die Pyrenäen, um die Bäder von Cauterets zu gebrauchen, von dort wollte ich durch Languedoc und die Provence nach Nizza gehen, wo ich Frau von Chateaubriand finden sollte. Wir wollten zusammen nach der ewigen Stadt reisen, ohne uns daselbst aufzuhalten, und nach einem zweimonatlichen Besuch in Neapel, der Wiege Tasso's, wieder zu seinem Grabe in Rom zurückkehren. Diese Zeit ist die einzige meines Lebens, wo ich vollkommen glücklich war, wo ich nichts weiter wünschte, wo mein Dasein erfüllt war, wo ich bis zu meiner letzten Stunde nur eine Reihe von Tagen der Ruhe erblickte.

Meine Reise in die Pyrenäen war ein fortgesetzter Traum; ich verweilte, wo ich wollte, und verfolgte auf meinem Wege die Chroniken des Mittelalters, die ich überall wieder fand. In Berry sah ich jene kleinen Waldwege, welche die Verfasserin von „Valentine" Schluchten nennt, und die mich an meine Bretagne erinnerten. Richard Löwenherz war im Chalus getödtet worden; in Limoges nahm ich meinen Hut aus Achtung vor Molière ab; in Perigueux traf ich meinen alten Freund Clausel de Coussergues, der einige Seiten aus meinem Leben mit sich führte.

In Auch bewunderte ich die nach römischen Cortons geschnitzten Kirchenstühle, welche der schönen Epoche der

Künste angehören. Schon glich die Sonne derjenigen von Italien.

Als die Pyrenäen am Horizonte sichtbar wurden, schlug mir das Herz; die Erinnerungen der Vergangenheit werden stets je älter je schöner. Als ich aus Palästina und Spanien kam, entdeckte ich auf der andern Seite der Gebirgskette den Gipfel derselben Berge. Die Vergangenheit gleicht einem Antikenkabinet; man besucht die verflossenen Stunden; jeder kann die Seinigen wieder erkennen. Als ich eines Tages in einer verlassenen Kirche umherging, hörte ich hinter mir schleppende Schritte, wie die eines Greises, der sein Grab sucht. Ich sah mich um und bemerkte Niemand; ich hatte mich mir selbst offenbart.

Je glücklicher ich in Cauterets war, desto mehr gefiel mir die Melancholie des Beendigten. Das enge geschlossene Thal wird durch einen Waldstrom belebt; jenseits der Stadt und der Mineralquellen theilt es sich in zwei Schluchten, von denen die eine, berühmt durch seine Ansichten, an der Brücke Spaniens und bei den Gletschern endigt. Die Bäder thaten mir wohl; ich machte allein lange Spaziergänge, und glaubte mich schon in das Sabinerland versetzt. Ich bemühte mich traurig zu sein und konnte es doch nicht.

Während ich eine Ode an die Pyrenäen dichtete, begegnete ich einer jungen Frau, die am Ufer des Waldbachs saß. Sie stand auf und trat gerade auf mich zu. Sie wußte, durch das Gerücht, daß ich in Cauterets war. Es fand sich, daß die Unbekannte eine Occitanierin war, die mir seit zwei Jahren schrieb, ohne daß ich sie je

gesehen hatte. Die geheimnißvolle Unbekannte entschleierte sich.

Ich wollte der Najade des Stromes meinen achtungsvollen Besuch machen. Eines Abends, wo sie mich bei meinem Weggange begleitete, wollte sie mir durchaus folgen; ich war genöthigt, sie in meinen Armen in ihre Wohnung zurückzutragen. Nie bin ich so beschämt gewesen. Eine Art Zuneineigung in meinem Alter einzuflößen, schien mir ein wahrer Spott. Je mehr mich diese Seltsamkeit schmeicheln konnte, desto gedemüthigter fühlte ich mich, da ich sie mit Grund für Spott nehmen mußte. Gern hätte ich mich vor Scham unter die Bären, unsere Nachbarn, versteckt, und war weit entfernt, den Ausspruch Montaigne's auf mich anzuwenden: „Die Liebe würde mir Wachsamkeit, Nüchternheit, Anmuth und Sauberkeit wiedergeben" ... Guter Michel, Du sagst allerliebste Dinge, aber in unserem Alter, siehst Du, giebt uns die Liebe nicht das, was Du voraussetzest. Uns bleibt nur Eins zu thun: „Unsere Person ganz aus dem Spiele zu lassen." Anstatt also mich zu bemühen, mich liebenswürdiger zu machen, ließ ich den flüchtigen Eindruck meiner Clemence Isaure sich verwischen; die Bergluft hat schnell diese Laune verweht, und die geistreiche und reizende sechszehnjährige Fremde hat mir noch gedankt, daß ich gerecht gegen mich war: Sie ist verheirathet.

Ministerium Polignac. — Meine Bestürzung. — Ich komme nach Paris zurück. —

Gerüchte von Ministerveränderungen drangen bis in unsere Tannenwälder. Wohlunterrichtete sprachen sogar vom Fürsten von Polignac; aber ich glaubte ihnen nicht. Endlich kamen die Zeitungen. Ich öffne sie und finde die offizielle Ordonnanz, welche die Gerüchte bestätigt. Seitdem ich auf der Welt bin, habe ich vielen Glückswechsel ertragen, aber niemals war ich von einer solchen Höhe gefallen. Mein Geschick hatte noch einmal meine Luftschlösser verweht, und er traf nicht allein meine Luftschlösser, er riß auch die Monarchie mit sich hinweg. Dieser Schlag machte einen furchtbaren Eindruck auf mich; einen Augenblick lang war ich in Verzweiflung, denn mein Entschluß war sofort gefaßt, ich fühlte, daß ich mich zurückziehen müsse. Die Post brachte mir eine Masse von Briefen; alle drangen in mich, meine Entlassung einzureichen. Selbst Personen, die ich kaum kannte, hielten sich für verpflichtet, meinen Rückzug zu verlangen.

Ich fühlte mich verletzt über dieses Interesse für meinen guten Ruf. Gott sei Dank, ich habe nie Rathschläge der Ehre bedurft; mein Leben ist eine Reihe von Opfern gewesen, die mir Niemand befohlen hat. Diese Glückswechsel sind die Ursachen meines Ruins gewesen; denn ich besitze nichts als Schulden, die ich in Stellungen machen mußte, in denen ich nicht lange genug blieb, um sie bezahlen zu können. So war ich bei jedem Glückswechsel genöthigt, mich gewissermaßen bei einem Buchhändler zu verpfänden. Einige jener stolzen Rathgeber, die mir

brieflich von Ehre und Freiheit vorpredigten und es noch lauter thaten, nachdem ich in Paris angekommen war, reichten als Staatsräthe ihre Entlassung ein; aber die Einen waren reich und die Anderen gaben geringere Stellen nicht auf, die ihnen die Mittel der Existenz gewährten.

Und seltsam! Die Männer, die mich mit so edlem Eifer aus meiner Stellung verdrängen wollten, waren weder meine wirklichen Freunde, noch theilten sie meine politischen Ansichten. Ich sollte mich dem Liberalismus opfern, eine Parteiansicht, die mich fortwährend angegriffen hatte; ich sollte Gefahr laufen, den legitimen Thron zu erschüttern, um das Lob einiger Maulhelden zu verdienen, die nicht den Muth hatten, Hungers zu sterben.

Ich war mit Schulden überhäuft; die Feste, die ich im Beginn meiner Gesandtschaft gegeben, hatten mich ruinirt; noch war meine erste Einrichtung in Rom nicht bezahlt. Aber mehr als Alles schmerzte mich der Verlust desjenigen Glückes, das ich mir für den Rest meines Lebens versprochen hatte.

Doch, wie ich schon gesagt habe, mein Entschluß stand fest, so schmerzlich er mir auch auszuführen war. Als ich in Lourdes, statt mich nach Süden zu wenden, den Weg nach Pau einschlug, füllten sich meine Augen mit Thränen; ich gestehe meine Schwäche. Langsam setzte ich meinen Weg fort, den ich einige Wochen zuvor so fröhlich zurückgelegt hatte.

Herr von Polignac fürchtete meine Entlassung. Er fühlte, daß mein Rücktritt ihm in den Kammern die Stimmen der Royalisten entziehen würde, und daß ich sein

Ministerium in Frage stellen könnte. Man rieth ihm, mir eine Estafete in die Pyrenäen zu senden, mit dem Befehl des Königs, mich sofort nach Rom zu begeben, um den König und die Königin von Neapel zu empfangen, die ihre Tochter nach Spanien verheiratheten. Ich wäre in großer Verlegenheit gewesen, wenn ich diesen Befehl erhalten hätte. Vielleicht hätte ich mich verpflichtet gehalten, zu gehorchen, um später meine Entlassung einzureichen. Aber einmal in Rom, was wäre dann geschehen? Ich würde mich aufgehalten haben, und die verhängnißvollen Tage hätten mich vielleicht auf dem Kapitol überrascht. Vielleicht hätte auch meine Unentschlossenheit Herrn von Polignac eine parlamentarische Majorität gegeben, wozu ihm nur wenige Stimmen fehlten. Die Adresse wäre vielleicht nicht durchgegangen, und die unheilvollen Ordonnanzen wären vielleicht nicht als nothwendig erschienen Dis aliter visum.

Zusammenkunft mit Herrn von Polignac. — Ich gebe meine Entlassung als Gesandter in Rom.

In Paris fand ich Frau von Chateaubriand schon ganz resignirt. Sie war stolz auf die Gesandtschaft in Rom gewesen, und das konnte eine Frau wohl sein; aber bei großartigen Umständen hat meine Frau nie gezögert, das zu billigen, was sie geeignet hielt, meinen Namen in der öffentlichen Achtung zu erhöhen. Darin hat sie größeres

Verdienst, als eine andere. Sie liebt die Repräsentation, Ehrenstellen und Vermögen; sie verabscheut die Armuth und eine dürftige Haushaltung; sie verachtet jede kleinliche Empfindlichkeit, jedes Uebermaß von Treue und Aufopferung, die uns Niemand dankt; aber wenn es sich um mich handelt, so verändert sich Alles, und sie nimmt meine Ungnade mit festem Sinne auf, wenn sie sie auch verwünscht.

Ich bin stets der heilige Esel gewesen, beladen mit den nackten Reliquien der Freiheit, die deren Anhänger mit großer Frömmigkeit anbeteten, sobald sie sie nur nicht selbst tragen durften.

Am Tage nach meiner Rückkehr in Paris begab ich mich zum Herrn von Polignac. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich ihm nämlich geschrieben, daß ich aus Rücksicht für unsere alte Freundschaft und aus Achtung für den König für angemessener gehalten habe, meine Entlassung persönlich einzureichen, und bat ihn, mir eine Audienz bei Sr. Majestät auszuwirken. In seiner Antwort ersuchte mich Herr von Polignac, mich den folgenden Tag in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu verfügen, und wiederholte dieses Ersuchen nur, als ich ihn abermals um eine Audienz beim Könige bat.

Ich fand den Fürsten von Polignac in dem großen Cabinette, das ich so gut kannte. Er eilte mir entgegen, drückte mir mit einer Herzlichkeit, die ich gern für aufrichtig hätte halten mögen, die Hand, legte einen Arm auf meine Schulter und nun begannen wir langsam im Cabinet auf- und abzuwandeln. Er sagte mir, daß er meine Entlassung nicht annehme, daß der König nichts davon

wissen wolle und daß ich nach Rom zurückkehren müsse. Jedes Mal, wo er diese letztere Phrase wiederholte, schnitt es mir durchs Herz. „Warum," sagte er, „wollen Sie mit mir nicht eben so gut in den Geschäften bleiben, wie mit la Ferronnays und Portalis? Bin ich nicht Ihr Freund? Ich gebe Ihnen in Rom Alles, was Sie wünschen; in Frankreich sollen Sie mehr Minister sein, als ich, denn ich werde Ihren Rath hören. Ihr Rücktritt kann zu neuen Zwistigkeiten führen. Sie wollen doch der Regierung nicht schaden? Der König wird sehr erzürnt sein, wenn Sie bei Ihrem Entlassungsgesuch beharren. Ich bitte Sie, lieber Vicomte, machen Sie diesen dummen Streich nicht."

Ich antwortete, daß ich keinen dummen Streich begehe. Es handele sich hier um meine volle Ueberzeugung. Sein Ministerium sei sehr unpopulär; dies könne ein ungerechtes Vorurtheil sein, aber es bestehe einmal; ganz Frankreich sei überzeugt, daß er die öffentlichen Freiheiten angreifen wolle und ich, der Vertheidiger dieser Freiheiten, könne mich doch unmöglich denen anschließen, die als ihre Feinde gelten. Diese Antwort setzte mich in große Verlegenheit, denn im Grunde hatte ich den neuen Ministern keinen unmittelbaren Vorwurf zu machen. Ich konnte sie nur in einer Zukunft angreifen, die sie berechtigt waren, zu läugnen. Herr von Polignac schwor mir, daß er die Verfassung so sehr achte, wie ich; aber er liebe sie auf seine Weise. Unglücklicherweise nützt die Zärtlichkeit, die man einer Tochter zeigt, sehr wenig, wenn man sie erst entehrt hat.

Die Unterredung verweilte bei demselben Gegenstand

länger als eine Stunde. Endlich sagte mir Herr von Polignac, der König wolle mich nur sehen, wenn ich einwillige, meine Entlassung zurückzunehmen; bestände ich aber darauf, so halte Se. Majestät eine Audienz mit mir für unnöthig. Ich entgegnete: „So betrachten Sie denn meine Entlassung als gegeben. Ich habe mein Wort nie zurückgenommen, und weil es dem König nicht gefällt, seinen getreuen Unterthanen zu sehen, so bestehe ich ferner nicht darauf.“

Nachdem ich den Fürsten mein Gesandtschaftspersonal noch empfohlen hatte, kehrte ich zu Fuße, über den Boulevard der Invaliden, in mein Krankenhaus zurück. War ich doch selbst ein armer Verwundeter.

Speichelleckerei der Journale.

Wenn die Schwalben sich zum Wegzug rüsten, fliegt eine zuerst davon, um den nahen Zug der anderen zu verkünden. Ich war diese Schwalbe der Legitimität. Die Journale überhäuften mich also mit Lobeserhebungen. Erfreute das mich? Keineswegs. Einige meiner Freunde glaubten mich mit der Versicherung zu trösten, daß ich nächstens zum Premierminister ernannt werden würde; daß diese offene Parteiergreifung meine Zukunft entscheiden müsse. Sie hielten mich für ehrgeizig, was ich doch in ihrem Sinne gar nicht war. Ich begreife nicht, wie ein Mensch nur acht Tage mit mir gelebt haben könne, ohne

den gänzlichen Mangel dieser, übrigens ganz legitimen, Leidenschaft an mir bemerkt zu haben. Ich strebte nur nach der Gelegenheit, mich zurückzuziehen, und wenn ich so leidenschaftlich für die Gesandtschaft in Rom eingenommen war, so lag der Grund nur darin, daß sie eben einem Rückzug vollkommen glich.

Ich war übrigens wirklich schon besorgt, die Opposition zu weit getrieben zu haben; ich mußte nothwendig ihr Mittelpunkt werden, und diese Aussicht erschreckte mich und vermehrte noch den Schmerz um die stille Zuflucht, die ich verloren.

Wie dem auch sei, man verbrannte eine Menge Weihrauch vor dem von seinem Altar herabgestiegenen Götzenbilde. Berühmte Schriftsteller, wie Herr von Lamartine und Herr von Lacretelle schrieben mir verbindliche Briefe; nur die Herren Abel Rémusat und Saint Martin hatten die Schwäche, sich gegen mich zu erheben. Sie gehörten zur Partei des Baron von Damas und ich begreife wohl, daß man gegen Leute, welche Stellen verachten, erbittert sein kann? Das sind Ungebührlichkeiten, die man nicht dulden darf.

Herr Guizot selbst beehrte mich mit einem Besuche; er glaubte die ungeheure Schranke, welche die Natur zwischen uns gelegt hat, überschreiten zu können. Er brauchte mich freilich für seine Erwählung in die Kammer. Ich schrieb an die Wähler von Lisieux und er wurde ernannt. Herr von Broglie dankte mir in einem sehr verbindlichen Billet.

Da die Julitage Herrn Guizot als Deputirten fanden

so darf ich mich zum Theil als die Ursache seiner politischen Erhebung betrachten. Das Gebet des Armen wird zuweilen vom Himmel erhört.

Die ersten Collegen des Herrn von Polignac.

Die ersten Collegen des Herrn von Polignac waren die Herren von Bourmont, de La Bourdonnaie, de Chabrol, Courvoisier und Montbel.

Als ich am 15. Juli 1815 in Gent aus den Gemächern des Königs herabkam, traf ich am Fuß der Treppe einen Mann im Oberrock und schmutzigen Stiefeln, der zu Sr. Majestät hinaufging. An seiner geistreichen Physiognomie und seinen schönen, schlangenhaft leuchtenden Augen erkannte ich den General Bourmont. Er hatte die Armee Bonaparte's am 14. verlassen. Der Graf von Bourmont ist ein verdienstvoller Offizier, fähig, sich aus schwierigen Lagen zu ziehen, aber einer von den Männern, die an die Spitze eines Unternehmens gestellt, überall die Hindernisse sehen, sie aber nicht überwinden können, denn sie sind gemacht, um sich leiten zu lassen, nicht um selbst zu leiten. Glücklich in seinen Söhnen, wird Algier seinen Namen erhalten.

Der Graf de la Bourdonnaie, einst mein Freund, ist der schlechteste Camerad, den man sich denken kann. Er wirft mit Grobheiten um sich, sobald er einem nahe tritt; greift die Redner in der Kammer an, wie seine Nachbarn

auf dem Lande und kann über ein Wort nicht hinwegkommen, wie er auch im Privatleben über die geringste Kleinigkeit einen Prozeß anfängt. Am Morgen desselben Tages, wo ich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war, erklärte er mir, daß er mit mir bräche. Ich war Minister. Ich lachte ihm ins Gesicht und ließ ihn gehen; am Ende lachte er selbst, während der Groll ihm aus den Augen sah.

Herr von Montbel, anfangs Minister des öffentlichen Unterrichts, übernahm das Ministerium des Innern, nachdem sich Herr de la Bourdonnaie zurückgezogen hatte und Herr Guernon-Ranville ersetzte Herrn von Montbel im Unterrichtsministerium.

Von beiden Seiten bereitete man sich zum Kriege vor. Die Partei des Ministeriums ließ ironische Broschüren gegen das Repräsentativsystem erscheinen und die Opposition sprach von Steuerverweigerung, wenn man die Verfassung verletzen wolle. Es bildetete sich ein öffentlicher Verein unter dem Namen Bretagnischer Verein, um der Regierung entgegen zu streben. Meine Landsleute haben in unseren letzten Revolutionen häufig die Initiative ergriffen.

Ein Journal, das sich den Zweck vorgesetzt hatte, die alte Dynastie zu stürzen, erhitzte die Gemüther. Der junge und schöne Buchhändler Sautelet, dem die Manie des Selbstmords inne wohnte, hatte mehrmals die Lust, seinen Tod durch irgend ein Aufsehen erregendes Ereigniß für seine Partei nützlich zu machen. Ihm war das Materielle des republikanischen Blattes übertragen; die Herren Thiers, Mignet und Carrel waren die Redactoren. Der

Patron des „National,“ der Fürst von Talleyrand, trug keinen Sous zu dem gemeinsamen Fond bei; er beschmutzte nur den Geist des Journals, indem er in ihm Verrath und Fäulniß niederlegte. Herr Thiers übersandte mir die ersten Nummern des Journals und bat um mein Urtheil, das, wie er meinte, wenn es günstig ausfiele, die Zukunft des Blattes sicher stellen werde.

Expedition nach Algier.

Während man sich zum Kampfe rüstete, wurden die Vorbereitungen zur Expedition nach Algier beendigt. Der Kriegsminister General Bourmont hatte sich zum Führer dieser Expedition ernennen lassen; wollte er sich der Verantwortlichkeit des Staatsstreichs entziehen, den er kommen sah? Seine Feinheit und sein früheres Benehmen machen dies sehr wahrscheinlich; aber es war ein Unglück für Karl X. ... Hätte sich der General zur Zeit der Catastrophe in Paris befunden, so wäre das Portefeuille des Kriegsministeriums nicht in die Hände des Herrn von Polignac gefallen. Ehe der Schlag versucht worden, hätte Herr von Bourmont gewiß, sobald er den Staatsstreich gebilligt hätte, die ganze königliche Garde nach Paris gezogen; auch würde er für Geld und die nothwendigen Lebensmittel gesorgt haben, damit es den Truppen an nichts fehle.

Unsere im Treffen von Navarin wieder ins Leben ge=

rufene Marine segelte aus den noch vor kurzem so verlassenen französischen Häfen. Die Rhede war mit Fahrzeugen bedeckt; Dampfschiffe trugen die Befehle von einer Division zur anderen. Der Dauphin stand am Ufer, wo die Bevölkerung der Stadt und des Gebirges versammelt war. Er hatte seinen Vetter, den König von Spanien aus den Händen der Revolution gerissen, und sah jetzt den Tag erstehen, an welchem die Christenheit befreit werden sollte. Konnte er glauben, daß seine Nacht so nahe sei?

Und doch entführten diese Fahrzeuge, welche den Meeren Numidiens die Freiheit brachten, die Legitimität; diese Flotte mit der weißen Flagge war die Monarchie, die den Anker lichtete und sich aus den Häfen entfernte, wo sich der heilige Ludwig einschiffte, als der Tod ihn nach Karthago rief. Sklaven aus den Galeeren Algiers befreit, Diejenigen, die Euch Euerem Vaterlande wiedergegeben, haben ihr Vaterland verloren; Diejenigen, die Euch einem ewigen Exil entrissen, sind selbst verbannt. Der Herr dieser ungeheuren Flotte, überschiffte als Flüchtling das Meer in einer Barke, und Frankreich kann ihm die Worte sagen, die Cornelia dem Pompejus zurief: „Es ist das Werk meines Glückes, nicht des Deinigen, daß ich Dich jetzt auf ein einziges armseliges Fahrzeug beschränkt sehe, da, wo Du mit 500 Segeln auslaufen wolltest.“

Eröffnung der Sitzung von 1830. — Adresse. — Die Kammer wird aufgelöst. —

Die Sitzung von 1830 wurde am 2. März eröffnet. In der Thronrede sagte der König: „Wenn strafbare Machinationen meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, die ich vorher sehen weder kann noch mag, werde ich die Kraft finden, sie zu überwinden.“ Karl X. sprach diese Worte mit dem Tone eines Mannes, der, von Natur schüchtern und sanft, sich zufällig im Zorn befindet und bei dem Tone seiner Stimme sich immer mehr erhitzt. Je stärker die Worte waren, desto größer erschien die Schwäche der späteren Beschlüsse.

Die Antwortsadresse der Kammer wurde von den Herren Etienne und Guizot redigirt. Es hieß darin: „Sire, die Charte giebt dem Lande das Recht, bei der Berathung der öffentlichen Interessen hinzugezogen zu werden. Es ist dies die nothwendige Bedingung des geordneten Ganges der öffentlichen Angelegenheiten; aber, Sire, unsere Loyalität, unsere Treue für Ihr Haus und unser Vaterland zwingen uns zu der Behauptung, daß ein solches Zusammenwirken nicht besteht.“

Die Adresse wurde mit einer Majorität von 221 gegen 181 Stimmen angenommen. Ein Amendement des Herrn Lorgeril wurde verworfen. Hätten die 221 Deputirten das Resultat ihrer Abstimmung voraussehen können, die Adresse wäre mit einer ungeheuren Majorität verworfen worden. Warum erhebt die Vorsehung nicht zuweilen den Schleier, der die Zukunft verhüllt? Sie giebt wohl einzelnen Männern eine gewisse Ahnung davon;

aber diese sehen nicht klar genug, um den rechten Weg zu erkennen; sie fürchten sich zu täuschen und, wenn sie die Zukunft voraus verkündigen, so glaubt man ihnen nicht. Gott entfernt die Wolke nicht, aus der seine Handlungen hervorgehen. Läßt er große Leiden zu, so hat er große Absichten, die so umfassend sind, daß wir ihre Tragweite nicht ermessen können.

Der König erklärte als Antwort auf die Adresse, daß sein Entschluß unabänderlich sei, d. h. daß er Herrn von Polignac nicht entlassen werde. Die Auflösung der Kammer wurde beschlossen und die Herren Peyronnet und Chantelauze traten an die Stelle der Herren Chabrol und Courvoisier; Herr Capelle wurde Handelsminister. Man hatte viele fähige Männer in der Nähe; aber man scheute sich vor ihnen und suchte fast mit Absicht die beschränktesten Köpfe, um sie an die Spitze zu stellen.

Das Decret der Kammerauflösung berief die Bezirkswahlcollegien zum 23. Juni, die des Departements zum 3. Juli ein, nur 27 Tage vor dem Todesurtheile der älteren Linie.

Die sehr aufgeregten Parteien drängten Alles zum Aeußersten. Die Ultraroyalisten sprachen davon, der Krone die Dictatur zu geben; die Republikaner dachten an eine Republik mit einem Directorium oder unter einem Convent. Es erschien die „Tribune", ein Journal dieser Partei, daß bald den „National" hinter sich zurück ließ. Die große Mehrheit des Landes wollte aber immer noch ein legitimes Königthum, aber mit Concessionen und frei von den Einflüssen des Hofes. Der Ehrgeiz bei Allen war aufgeregt

und Jeder hoffte, Minister zu werden: Die Gewitter bringen Insekten in Masse hervor.

Diejenigen, welche Karl X. zwingen wollten, ein constitutioneller Monarch zu werden, dachten Recht zu haben. Sie glaubten, daß die Legitimität tiefe Wurzeln geschlagen habe. Sie hatten nur die Schwäche des Menschen vergessen. Die königliche Würde konnte gedrängt werden, der König niemals. Die Persönlichkeit des Königs hat uns ins Verderben gestürzt, nicht die Institution.

Neue Kammer. — Ich reise nach Dieppe. — Ordonnanzen vom 25. Juli. — Ich kehre nach Paris zurück. — Reflexionen während der Reise.

Die Mitglieder der neuen Kammer waren in Paris angekommen; — von den 221 waren 202 von Neuem gewählt. Die Opposition zählte 270, das Ministerium 145 Stimmen; die Partei der Krone hatte also verloren. Die natürliche Folge war der Rücktritt des Ministeriums; Karl X. beharrte aber darauf, Alles zu wagen und der Staatsstreich wurde beschlossen.

Am 26. Juni reiste ich nach Dieppe ab, an demselben Tage, wo die Ordonnanzen erschienen. Ich war ziemlich heiter und ganz entzückt, daß ich das Meer wieder sehen sollte. Einige Stunden von Paris überfiel mich ein ungeheures Gewitter. Die Nacht brachte ich in Rouen zu und am folgenden Morgen, am 27. erreichte ich gegen

Mittag Dieppe und stieg in dem Hôtel ab, wo mir der Graf von Boissy, mein ehemaliger Gesandtschaftssecretär, eine Wohnung festgemacht hatte. Nachdem ich mich umgekleidet, suchte ich Frau Recamier auf, deren Wohnung die Aussicht auf die Dünen hatte. Ich brachte daselbst einige Stunden zu im Gespräch mit ihr und im Hinblick auf das Meer; als plötzlich Hyacinth mir einen Brief brachte, den Herr von Boissy empfangen und der die Ordonnanzen mit großen Lobeserhebungen verkündigte. Einen Augenblick nachher trat mein alter Freund Ballanche ein; er kam eben von der Diligence und hielt die Journale in der Hand. Ich öffnete den „Moniteur" und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich darin die offiziellen Actenstücke las. Wieder eine Regierung, die sich mit wohlbedachtem Muthe ins Verderben stürzte. Ich ließ sogleich Pferde bestellen, um nach Paris zurückzureisen, und bestieg gegen 7 Uhr Abends den Wagen, meine Freunde in Besorgniß zurücklassend. Schon seit vier Wochen war freilich das Gerücht von einem Staatsstreich verbreitet, aber Niemand beachtete es, weil es zu abgeschmackt erschien. Carl X. hatte sich Zeit seines Lebens mit Illusionen gewiegt. Um die Fürsten bildet sich eine Art Fata Morgana, die ihnen die Gegenstände in verkehrtem Lichte darstellt und am Himmel ihnen trügerische Gebilde sehen läßt.

Ich nahm den „Moniteur" mit mir. Sobald es Tag ward, las ich die Ordonnanzen wieder und wieder. Der Vortrag an den König, der ihnen als Einleitung diente, erschreckte mich aus zwei Rücksichten. Die Bemerkungen über die Unbequemlichkeiten der Presse waren ganz richtig;

zugleich aber zeigte der Verfasser dieser Bemerkungen eine völlige Unwissenheit über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft. Wohl waren die Minister seit 1814, welcher Meinung sie auch zugethan sein mochten, von den Journalen angefeindet worden; wohl zeigt sich in der Presse die Richtung, die Souveränetät zu unterjochen und das Königthum wie die Kammern ihrem Ausspruch zu unterwerfen; wohl hat in den letzten Tagen der Restauration die Presse, ohne Rücksicht auf die Interessen und die Ehre Frankreichs, die Expedition nach Algier angegriffen und die Ursachen, die Mittel, die Vorbereitungen, die Möglichkeiten einer Niederlage entwickelt; sie hat die Geheimnisse der Rüstungen veröffentlicht, den Feind über den Stand unserer Streitkräfte unterrichtet, unsere Truppen und unsere Fahrzeuge gezählt und sogar den Landungsplatz angedeutet. Hätte wohl der Cardinal Richelieu und Bonaparte ganz Europa Frankreich unterwerfen können, wenn man auf diese Weise im Voraus ihre geheimen Unterhandlungen offenbart oder die Marschlinie ihrer Armeen veröffentlicht hätte?

Das Alles ist wahr und gehässig genug; aber giebt es ein Mittel dagegen? Die Presse ist ein früher unbekanntes Element, das jetzt in die Welt eingeführt ist; sie ist das Wort im Zustand des Blitzes, die sociale Electricität. Kann man machen, daß sie nicht existirt? Je mehr man sie zu unterdrücken beginnt, desto heftiger wird ihre Explosion sein. Man muß sich also entschließen, mit ihr zu leben, wie wir ja auch mit der Dampfmaschine leben. Man muß sie zu gebrauchen lernen, indem man sie ungefährlich macht, entweder, indem sie nach und nach durch fortgesetz=

ten allgemeinen Gebrauch ihre Wirkung selbst abnützt oder indem man stufenweise die Sitten und Gesetze den Prinzipien anpaßt, die jetzt nun einmal die Welt regieren. Ein Beweis der Ohnmacht der Presse in gewissen Fällen geht aus der Expedition nach Algier selbst hervor. Algier ist genommen, trotz der Freiheit der Presse, so wie ich 1823 den Krieg in Spanien durchsetzte, trotz der heftigsten Angriffe der Presse.

Unerträglich in dem Berichte der Minister ist aber die kecke Behauptung, die königliche Macht stehe außerhalb der Gesetze. Welche Bedeutung haben dann die Constitutionen? Warum betrügt man die Völker durch Schattenbilder von Garantien, wenn der Monarch die bestehende Ordnung der Regierung nach Belieben wechseln kann? Und doch sind die Unterzeichner des Berichtes so überzeugt von ihrer Behauptung, daß sie kaum den Artikel 14 anführen, unter dessen Schutze, wie ich schon lange vorhergesagt hatte, man die Charte confisciren konnte.

Die erste Ordonnanz stellt die Unterdrückung der Preßfreiheit in ihren verschiedenen Theilen fest. Es ist die Quintessenz von Allem, was seit funfzehn Jahren in dem schwarzen Kabinete der Polizei ausgearbeitet worden war. Die zweite Ordonnanz enthält ein neues Wahlgesetz. So waren die beiden ersten Freiheiten, die Preßfreiheit und die Freiheit der Wahl, von Grund aus vernichtet; sie waren es nicht durch einen ungerechten, aber gesetzlichen Act hervorgegangen aus einer bestochenen gesetzgebenden Gewalt, sondern durch Ordonnanzen, wie zu den Zeiten des Absolutismus. Und fünf Männer, die nicht ohne gesunden Menschenverstand waren, stürzten mit einem beispiel-

losen Leichtsinn sich, ihren Herrn, die Monarchie, Frankreich und ganz Europa in einen Abgrund. Ich wußte nicht, was in Paris vorging, wünschte aber, ein Widerstand möchte, ohne den Thron umzustürzen, die Krone zwingen die Minister zu entlassen und die Ordonnanzen zurückzunehmen. Hätten diese triumphirt, so war ich entschlossen, mich nicht zu unterwerfen, sondern gegen diese verfassungswidrigen Maßregeln zu schreiben und zu sprechen.

Wenn die Mitglieder des diplomatischen Corps auch keinen directen Einfluß auf die Ordonnanzen übten, so sahen sie sie doch gern. Das absolute Europa verabscheute unsere Charte und als die Nachricht von den Ordonnanzen nach Wien und Berlin kam und man 24 Stunden lang an ihren Erfolg glaubte, so jubelte Herr von Metternich und Herr Ancillon rief, Europa sei gerettet. Als aber der Erstere bald darauf die Wahrheit erfuhr, war er eben so bestürzt, als er entzückt gewesen war und erklärte, er habe sich getäuscht, die öffentliche Meinung sei entschieden liberal und gewöhnte sich schon an den Gedanken einer österreichischen Constitution.

Die Ernennungen der Staatsräthe, welche den Juli-Ordonnanzen folgten, werfen einiges Licht auf die Personen, die bei dem Entwurf der Ordonnanzen wohl geholfen haben mögen. Man bemerkt darunter die Namen der entschiedensten Widersacher des Repräsentativsystems. Bei meiner Ankunft in Gisors erfuhr ich den Aufstand von Paris und hörte beunruhigende Worte. Sie bewiesen, wie ernst das französische Volk die Verfassung genommen hat. In Pontoise fand ich noch neuere Nachrichten, aber widersprechend und dunkel. In Herblay waren keine Postpferde

zu haben. Ich wartete fast eine Stunde. Man rieth mir, Saint-Denis zu vermeiden, weil ich dort Barrikaden finden würde. In Courbevoie hatte der Postillion schon seine Jacke mit den Lilienwappen abgelegt. Man hatte am Morgen auf eine Kalesche geschossen, die er durch die Barrière der Elysäischen Felder nach Paris führte. Deshalb sagte er mir auch, daß er diese Barrière vermeiden und lieber die von Trocadero aufsuchen wolle. Als ich mich hier Paris näherte, bemerkte ich schon von weitem die dreifarbige Fahne wehen und erkannte hieraus, daß nicht von einem Aufstande, sondern von einer Revolution die Rede sein könne. Ich ahnete jetzt, daß meine Rolle sich wohl ändern möchte und daß ich leicht genöthigt sein dürfte, statt der öffentlichen Freiheiten, das Königthum zu vertheidigen. Hier und da stiegen zwischen den Häusergruppen weiße Rauchwolken auf. Ich hörte einige Kanonenschüsse und das Feuern des kleinen Gewehres, gemischt mit dem Geheul der Sturmglocken. Mir kam es vor, als sähe ich das alte Louvre von dem wüsten Plateau herabstürzen, das Napoleon zur Errichtung des Pallastes des Königs von Rom bestimmt hatte.

Mein Wagen fuhr den Abhang hinab. Ich kam über die Jenaer Brücke, fuhr die gepflasterte Straße längs des Marsfeldes hinauf. Ueberall herrschte Einsamkeit. Vor dem Gitter der Militärschule sah ich ein Cavalleriepiket aufgestellt; die Männer sahen vor sich hin, als wären sie ein verlorener Posten. Auf dem Boulevard der Invaliden und des Mont-Parnasse sah ich einige Vorübergehende. Sie sahen mit Bewunderung dem Wagen nach, der wie in gewöhnlichen Zeiten von einem Postillon geführt wurde.

Den Boulevard d'Enfer fand ich von niedergehauenen Ulmen versperrt.

In meiner Straße sahen mich meine Nachbarn mit Vergnügen ankommen; sie glaubten in mir einen Schutz gefunden zu haben. Frau von Chateaubriand war über meine Rückkehr erfreut und doch auch bestürzt.

Am Donnerstag Morgen, 29. Juli, schrieb ich an Frau Recamier nach Dieppe folgenden, durch die Zusätze verlängerten Brief:

„Donnerstag, Morgen, d. 29. Juli 1830.

„Ich schreibe Ihnen, ohne zu wissen, ob mein Brief zu Ihnen gelangen wird, denn die Postverbindung ist unterbrochen.

„Mitten unter Kanonen und Flintenschüssen und dem Geheul der Sturmglocke bin ich nach Paris gekommen. Noch diesen Morgen ertönt die Glocke, Flintenschüsse höre ich aber nicht mehr. Man scheint sich zu organisiren und der Widerstand wird wahrscheinlich so lange fortdauern, bis die Ordonnanzen zurückgenommen sind. Das ist die unmitelbare Folge (ohne von dem Endresultate zu sprechen) des Treubruchs, den die Minister wenigstens anscheinend auf die Krone geladen haben.

„Die Nationalgarde, die polytechnische Schule, Alles hat Theil genommen. Ich habe noch Niemand gesehen. Sie können sich denken, in welchem Zustande ich Frau von Chateaubriand gefunden habe. Denjenigen, welche, wie Sie, den 10. August und den 2. September gesehen haben, ist der Eindruck des Schreckens geblieben. Bereits ist das fünfte Linienregiment auf die Seite der Charte ge-

treten. Gewiß ist Herr von Polignac sehr strafbar und seine Unfähigkeit kann ihn nicht entschuldigen. Ehrgeiz ohne die nöthigen Talente ist ein Verbrechen. Man sagt, der Hof sei in Saint-Cloud und mache sich zur Abreise fertig.

„Ich spreche nicht von mir. Meine Lage ist peinlich, aber klar. Ich verrathe eben so wenig den König, wie die Charte, weder die legitime Macht noch die Freiheit. Ich kann also nichts thun, als warten und mein Vaterland beweinen. Gott weiß, was in den Provinzen geschieht. Man spricht schon von einer Insurrection in Rouen. Von der andern Seite will die Congregation die Chouans und die Vendée bewaffnen. Woran hängt oft das Schicksal der Reiche! Eine Ordonnanz und sechs Minister ohne Talent oder ohne Tugend genügen, um aus dem ruhigsten und blühendsten Lande ein innerlich zerrissenes und unglückliches zu machen.“

„Mittag. — —

„Der Kampf beginnt von Neuem. Es scheint, man greift den Louvre an, wo die Truppen des Königs sich verschanzt haben. Die Vorstadt, die ich bewohne, beginnt ebenfalls unruhig zu werden. Man spricht von einer provisorischen Regierung, an deren Spitze der General Gérard, der Herzog von Choiseul und Herr de Lafayette stehen sollen.

„Wahrscheinlich geht dieser Brief gar nicht ab, denn Paris ist in Belagerungszustand erklärt. Der Marschall Marmont commandirt für den König. Den Letzteren sagt man todt, aber ich glaube es nicht. Suchen Sie ruhig zu

bleiben. Gott erhalte Sie! Wir werden uns wieder sehen.“

„Freitag.

„Vorstehender Brief war gestern geschrieben, konnte aber nicht abgehen. Jetzt ist Alles beendigt. Der Sieg des Volkes ist vollständig. Der König giebt auf allen Punkten nach; aber ich fürchte, daß man jetzt weit über die Zugeständnisse der Krone hinausgehen werde. Ich habe diesen Morgen an Se. Majestät geschrieben. Uebrigens habe ich für meine Zukunft einen vollständigen Plan von Opfern entworfen, der mir gefällt. Wir wollen davon weiter sprechen, wenn Sie angekommen sein werden.

„Ich trage diesen Brief selbst auf die Post, um Paris zu durchlaufen.“

Ich schreibe an den König nach Saint-Cloud; seine mündliche Antwort. — Aristokratische Corps. — Plünderung des Missionshauses in der Straße d'Enfer.

Der 29. Juli, der Tag nach meiner Rückkehr in Paris, war nicht ohne Beschäftigung für mich. Mein Plan stand fest; ich wollte handeln, aber ich wollte es nur auf einen eigenhändigen Befehl des Königs, der mir die nothwendigen Vollmachten gab, um mit den Behörden des Augenblicks zu unterhandeln. Ich wollte mich in Alles mischen, aber nur nach meiner eigenen Einsicht handeln.

Ich schrieb also an Carl X. nach Saint-Cloud. Herr

von Givré übernahm es, meinen Brief dem König zu überreichen, kam aber mit leeren Händen zurück. Er hatte mein Schreiben dem Herzog von Duras übergeben und der König ließ mir antworten: er habe den Herrn von Mortemart zum Premierminister ernannt und bäte mich, mich mit diesem zu verständigen. Wo aber war der edle Herzog zu finden? Ich suchte ihn vergeblich am Abend des 29. Juli.

Von Carl X. zurückgewiesen, wandte sich mein Gedanke auf die Pairskammer. Als oberster Gerichtshof konnte sie den Prozeß für sich in Anspruch nehmen und den Zwiespalt ausgleichen. War in Paris keine Sicherheit für sie, so stand es ihr frei, sich einen andern Sitzungsort zu wählen, vielleicht selbst in der Nähe des Königs und von da ihren Schiedsrichterspruch zu fällen. Sie hatte Aussicht auf Erfolg. Der Muthige hat ihn immer. Und wäre sie auch unterlegen, so wäre selbst ihre Niederlage ein Gewinn für die Prinzipien gewesen. Aber hätte ich in dieser Kammer zwanzig Männer finden können, die bereit waren, sich zum Opfer zu bringen und waren von diesen zwanzig Männern auch nur vier mit mir in Uebeinstimmung über die öffentlichen Freiheiten?

Die aristokratischen Versammlungen herrschen ruhmvoll, sobald sie souverän und allein der That und dem Rechte nach mit der Macht bekleidet sind; sie bieten die stärksten Garantien; aber bei gemischten Regierungsformen verlieren sie ihren Werth und sind erbärmlich, sobald große Krisen eintreten. Schwach gegen den König hindern sie den Despotismus nicht; schwach gegen das Volk, kommen sie der Anarchie nicht zuvor. Bei öffentlichen Aufregungen

erkaufen sie ihr Dasein nur durch Treubruch oder durch sclavischen Sinn. Rettete das Haus der Lords Carl I.? Rettete es Richard Cromwell, dem es Treue geschworen hatte? Rettete es Jacob II.? Diese sogenannten aristokratischen Gegengewichte verwirren nur das Gleichgewicht und werden früher oder später bei Seite geworfen. Eine alte und reiche Aristokratie, welche Uebung in den Geschäften hat, kann die ihr entschlüpfende Macht nur dadurch sich sichern, wenn sie sich an die Spitze der neuen Bewegung stellt, vorausgesetzt, daß sie sich nicht stark genug glaubt, um den Bürgerkrieg zu wagen.

Während ich die Rückkehr des Herrn von Givré erwartete, hatte ich alle Hände voll zu thun, mein Viertel zu vertheidigen. Die Bewohner der Bannmeile und der Steinbrüche von Montrouge strömten in Massen zur Barrière d'Enfer herein. Beim Vorübergehen vor dem Missionshause, das in meiner Straße lag, drangen sie hinein und nöthigten einige zwanzig Priester zur Flucht. Die Wohnung dieser Fanatiker wurde mit philosophischer Ruhe geplündert und ihre Betten und Bücher auf der Straße verbrannt. Man hat von diesem kleinen Zwischenfall nicht gesprochen. Konnte man sich denn um das bekümmern, was armselige Priester verloren? Ich nahm sieben oder acht Flüchtlinge bei mir auf; sie blieben mehrere Tage in meinem Hause versteckt. Ich verschaffte ihnen dann Pässe durch die Vermittelung meines Nachbars, des Herrn Arago und sie predigten anderwärts das Wort des Herrn.

Herr von Mortemart.

Nachdem die im Stadthause zusammengetretene Municipalcommission eine provisorische Regierung eingesetzt hatte, die von derjenigen, von der man früher gesprochen, ganz verschieden war, öffneten sich die Läden wieder und der öffentliche Verkehr ging wieder seinen Gang.

In der Versammlung bei Laffitte hatte man beschlossen, daß die Deputirten der Kammer zu Mittag in ihrem Sitzungslocale zusammen kommen sollten. Es fanden sich 30 bis 35 Mitglieder ein unter dem Vorsitze Laffitte's. Berard zeigte an, daß er den Herren von Argout, von Forbin-Janson und von Mortemart begegnet und in die Kammersitzung eingeladen, was der Letztere aber abgelehnt hätte, obgleich er, wie Herr Berard sagte, geäußert hatte, er sei im Besitz einer Vollmacht und der König willige in Alles.

In der That hatte Herr von Mortemart fünf Ordonnanzen bei sich, die er erst gegen Mittag zu Herrn Sauvo schickte, der ihm aber wieder sagen ließ, er könne sie ohne die Erlaubniß der Deputirten-Kammer oder der Municipalcommission im Moniteur nicht abdrucken.

Herr von Mortemart hatte sich mit zu großer Müdigkeit entschuldigt, die ihn abhalte, in die Kammer zu kommen. Als dies Herr Berard mittheilte, entspann sich eine Discussion über die Frage, ob man Herrn von Mortemart empfangen solle oder nicht. Der General Sebastiani bestand auf dem ersteren; Mauguin aber entgegnete, daß die Ereignisse so dringend seien, daß man von der Willkür des Herrn von Mortemart nicht abhängen könne.

Man ernannte nun fünf Commissarien, die sich mit den Pairs verständigen sollten. Bald aber erschien der Graf von Sussy in der Kammer, den Herr von Mortemart beauftragt hatte, den Deputirten die Ordonnanzen vorzulegen. Zuvor las er einen Brief des Herrn von Mortemart vor, worin dieser behauptete, daß er seit gestern die Ordonnanzen bei sich trüge, aber weder den General Gérard noch Casimir Périer habe finden können.

Die fünf Ordonnanzen wurden vorgelesen. Die erstere widerrief die Ordonnanzen vom 25. Juli, die zweite berief die Kammern für den 3. August ein, die dritte ernannte den Herrn von Mortemart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Conseilpräsidenten, die vierte den General Gérard zum Kriegsminister, die fünfte Casimir Périer zum Finanzminister. Als ich später Herrn von Mortemart bei dem Großreferendar fand, erzählte er mir, daß er zu Fuß von Saint-Cloud gekommen sei, einen Umweg habe machen und durch eine Barrikadenbresche in Paris habe eindringen müssen, wobei er sich die Ferse durch den Stiefel oder Schuh aufgerieben habe; deshalb habe er bei Herrn von Semonville bleiben müssen. Es ist zu bedauern, daß Herr von Mortemart, ehe er die königlichen Ordonnanzen den Deputirten vorlegte, nicht einflußreiche Männer für die königliche Sache zu gewinnen suchte. Als diese Actenstücke plötzlich zur Kenntniß der Deputirten kamen, wagte Niemand sich dafür zu erklären und Benjamin Constant konnte jene fürchterliche Antwort geben: „Wir wissen im Voraus, was die Pairskammer uns sagen wird. Sie wird einfach den Widerruf der Ordonnanzen annehmen. Was mich betrifft, so erkläre ich mich nicht über

das Schicksal der Dynastie; ich sage nur, daß es für einen König sehr bequem wäre, sein Volk niederschießen zu lassen und dann mit der Entschuldigung durchzukommen: es ist nichts geschehen."

Benjamin Constant würde sich gewiß nicht so ausgesprochen haben, wenn man ihn zuvor für die Sache des Königs zu gewinnen gesucht hätte. Ich bedauere aufrichtig, einen so ehrenwerthen Mann wie Herrn von Mortemart, wenn ich bedenke, daß die legitime Monarchie vielleicht nur deshalb gestürzt wurde, weil der mit den Vollmachten des Königs beauftragte Minister zwei Deputirte in Paris nicht finden konnte und ermattet von drei zu Fuß zurückgelegten Stunden sich die Ferse aufgerieben hat. Die Ernennung zum Gesandten in Petersburg hat Herrn von Mortemart für die Ministerstelle bei seinem alten Herrn entschädigt. Ich freilich lehnte es ab, Ludwig Philipps Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden oder meine geliebte Gesandtschaft in Rom wieder anzutreten. Was hätte ich aber auch an den Ufern des Tiber thun sollen? Hätte ich nicht immer glauben müssen, er blicke mich erröthend an?

Gang durch Paris. — Der General Dubourg. — Trauerceremonie unter den Colonnaden des Louvre.

Nachdem ich am 30. Morgens durch ein Billet des Großreferendar zur Versammlung der Pairs eingeladen

worden war, wollte ich zuvor einige Neuigkeiten sammeln. Ich ging nach dem Platze St. Michel und in die Rue Dauphine. Dort herrschte noch einige Bewegung um die durchlöcherten Barrikaden; doch schien mir dies Ordnung und Schweigen im Vergleich zu der großen revolutionären Bewegung von 1789; die Veränderung der Sitten war sichtbar.

Auf dem Pont Neuf hielt die Statue Heinrichs IV. eine dreifarbige Fahne in der Hand. Männer aus dem Volke sagten, indem sie den König von Bronce anblickten: „Du hättest solche Dummheit nicht begangen, Alter.“ Auf dem Quai de l'Ecole fand ich mehrere Gruppen versammelt; in der Ferne bemerkte ich einen General, begleitet von zwei Adjutanten, alle drei zu Pferde. Ich wandte mich nach dieser Seite hin. Während ich mich durch die Menge drängte, wandten sich meine Augen auf den General. Er trug eine dreifarbige Schärpe über der Uniform und einen dreieckigen Hut, etwas zurückgeschoben, die Spitze nach vorn. Er bemerkt mich gleichfalls und ruft: „Sieh da, der Vicomte!“ Auch ich erkenne, überrascht den Oberst oder Capitän Dubourg, meinen Gefährten in Gent, der während unserer Rückkehr nach Paris im Namen Ludwigs XVIII. die offenen Städte besetzte und uns, wie ich es schon erzählt habe, in Arnouville die Hälfte eines Hammels zum Mittagessen in eine Hütte brachte. Es ist derselbe Offizier, den die Journale als einen strengen Republikaner darstellten, der unter der kaiserlichen Tyrannei nicht habe dienen wollen und so arm sei, daß man genöthigt gewesen, ihm bei einem Trödler eine alte abgeschabte Uniform zu kaufen.

Auch ich rief: „Ei, Sie sinds!" Er reichte mir die Hand und das Volk drängte sich um uns herum. „Lieber," sagte mir mit lauter Stimme der Militärchef der provisorischen Regierung, indem er auf das Louvre zeigte, „da drinnen steckten zwölfhundert; wir haben sie aber mit blauen Bohnen bedient und sie sind gelaufen, was sie konnten!" Die Adjutanten des Herrn Dubourg brachen in ein lautes Gelächter aus und die Volksmasse stimmte mit ein. Der General aber spornte sein Thier, das mit steifen Beinen Capriolen machte und die beiden anderen Rosinanten stolperten hinterdrein.

So verließ mich im stolzen Triumphzuge der Diomedes des Stadthauses, der übrigens tapfer und geistreich war. Ich habe Männer gesehen, die alle Scenen des Jahres 1830 von der ernsthaften Seite nahmen und über diese Erzählung errötheten, weil sie ihre heldenmüthige Leichtgläubigkeit etwas bloßstellte. Auch ich schämte mich, als ich die komische Seite der inhaltsschwersten Revolutionen sah, und wie leicht man den guten Glauben des Volkes lächerlich machen kann. Louis Blanc bestätigt übrigens meine Erzählung in dem ersten Theile seiner trefflichen „Geschichte der zehn Jahre"*).

---

*) Am 9. Januar 1841 erhielt ich einen Brief des Herrn Dubourg, worin folgende Stellen vorkommen: „Wie sehr habe ich gewünscht, Sie seit unserem Begegnen auf dem Quai des Louvre wieder zu sehen! Wie viel Mal habe ich gewünscht, in Ihrem Busen den Kummer auszugießen, der meine Seele zerreißt! Wie ist man unglücklich, wenn man mit Leidenschaft sein Vaterland, sein Glück, seine Ehre, seinen Ruhm liebt und eine solche Zeit erlebt! ...

Ein anderes Schauspiel erwartete mich einige Schritte davon. Vor der Colonade des Louvre war ein Grab gegraben, an dessen Rande ein Priester, in Stola und Ueberwurf Gebete sagte für die Todten, die man in die Grube legte. Ich entblößte meinen Kopf und machte das Zeichen des Kreuzes. Die Menge blickte mit achtungsvollem Schweigen auf diese Ceremonie, die keine Bedeutung gehabt hätte, wenn die Religion nicht dabei ihr Recht geltend gemacht hätte. So viele Erinnerungen und Betrachtungen drängten sich mir auf, daß ich völlig unbeweglich stehen blieb. Plötzlich fühle ich mich gedrückt und ein Schrei ertönt: „Es lebe der Vertheidiger der Preßfreiheit!" Meine Haare hatten mich kenntlich gemacht. Sogleich ergreifen mich junge Leute und sagen mir: „Wo gehen Sie hin? Wir wollen Sie tragen." Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich dankte, suchte mich loszumachen und bat, daß man mich gehen lassen solle. Die Stunde des Zusammentritts der Pairskammer war noch nicht da. Die jungen Leute hörten nicht auf zu

---

„Hatte ich 1830 Unrecht, als ich mich dem nicht unterwerfen wollte, was damals geschah? Ich sah deutlich die verhaßte Zukunft, die man Frankreich bereitet; ich erklärte, daß nur das Uebel aus solchen hinterlistigen politischen Einrichtungen entstehen könne; aber Niemand verstand mich."

Am 5. Juli desselben Jahres 1841 schrieb mir Herr Dubourg abermals, um mir den Entwurf einer Note zu senden, die er 1828 den Herren von Martignac und Caux einsandte, um sie zu bewegen, mich ins Conseil eintreten zu lassen, ich habe also von Herrn Dubourg nichts behauptet, was nicht die strengste Wahrheit wäre. (Paris, Note von 1841.)

schreien: „Wo gehen Sie hin? wo gehen Sie hin?“ Ich antwortete aufs gerADewohl: „Nun nach dem Palais Royal!“ Sogleich werde ich dahin geführt unter dem Geschrei: „Es lebe die Charte! es lebe die Preßfreiheit! es lebe Chateaubriand!“ Im Brunnenhofe kam der Buchhändler Barba aus seinem Hause und umarmte mich.

Wir kamen ins Palais Royal. Man stößt mich in ein Kaffeehaus unter der Holzgallerie. Ich verschmachtete fast vor Hitze und wiederholte mit gefalteten Händen meine Bitte, meinen Ruhm bei Seite zu lassen. Niemand beachtete mich; die ganze Jugend weigert sich, mich aus ihren Händen zu lassen. Unter der Menge befand sich ein Mann in einer Jacke mit aufgestreiften Aermeln, mit schwarzen Händen, düsteren Blicken, brennenden Augen, wie ich so viele beim Beginn der Revolution gesehen hatte. Er suchte fortdauernd sich mir zu nähern, die jungen Leute stießen ihn aber immer zurück. Ich habe nie seinen Namen, und was er bei mir wollte, erfahren.

Endlich mußte ich mich entschließen und sagen, daß ich in die Pairskammer wollte. Wir verließen das Café und die Zurufe nahmen wieder ihren Anfang. Im Hofe des Louvre ließen sich verschiedene Ausrufungen hören. Die einen schrieen: „Nach den Tuilerien, nach den Tuilerien!“ Die anderen: „Es lebe der erste Consul!“ und schienen mich zum Erben des Republikaners Bonaparte machen zu wollen. Hyacinth, der mich begleitete, erhielt auch sein Theil von Händedrücken und Umarmungen. Wir überschritten den Pont des Arts und schlugen die

Rue de Seine ein. Ueberall, wo wir vorüberzogen, lief man von allen Seiten herbei und legte sich zu den Fenstern heraus. Ich litt unter so vielen Ehrenbezeigungen, denn man riß mir fast die Arme aus. Einer der jungen Leute, die mich von hinten drängten, steckte plötzlich seinen Kopf zwischen meine Beine und hob mich auf seine Achseln. Neuer Zuruf. Man schrie den Neugierigen auf der Straße und an den Fenstern zu: „Herunter mit den Hüten! Es lebe die Charte!“ Und ich entgegnete: „Ja, ihr Herren, es lebe die Charte, aber auch der König!“ Niemand wiederholte diesen letzteren Ruf; er erweckte aber auch keinen Zorn. Und das ist der Grund, weshalb die Partie verloren ging. Alles konnte noch gut werden, aber man mußte volksthümliche Männer dem Volke zuführen. In den Revolutionen macht ein Name mehr als eine Armee.

Ich bat meine jungen Freunde so sehr, daß sie mich endlich zur Erde setzten. In der Rue de Seine bot ein Tapezierer dem Laden meines Buchhändlers, Herrn Le Normant gegenüber, einen Lehnstuhl an, um mich zu tragen; ich lehnte ihn aber ab und kam umgeben von meinem Triumphzug in den Ehrenhof des Luxembourg. Meine großmüthige Begleitung verließ mich jetzt unter dem wiederholten Geschrei: „Es lebe die Charte! Es lebe Chateaubriand!“ Die edlen Gesinnungen dieser Jugend rührten mich. Ich hatte mitten unter ihnen gerufen: „Es lebe der König!“ und war so sicher dabei gewesen, als wäre ich allein in meinem Hause. Sie kannten meine Gesinnungen; sie führten mich nach der Pairskammer, wo sie wußten, daß ich für die Treue gegen meinen Kö-

nig sprechen werde; und doch war es der 30. Juli, und wir kamen von dem Grabe, in welchem man die von den Soldaten Karls X. getödteten Bürger begrub.

Die Pairskammer.

Das Geräusch, das ich draußen verließ, contrastirte mit dem Schweigen, das in der Vorhalle des Pallastes Luxembourg herrschte. Dieses Schweigen wurde noch größer in der düsteren Gallerie, welche den Salons des Herrn von Semonville vorhergeht. Meine Gegenwart war den fünfundzwanzig oder dreißig Pairs, die sich daselbst befanden, keineswegs angenehm. Ich hinderte die süßen Ergüsse der Furcht und die zärtliche Bestürzung, der man sich überließ. Dort sah ich endlich Herrn von Mortemart. Ich sagte ihm, daß ich, nach dem Wunsche des Königs, bereit sei, mich mit ihm zu verständigen. Er antwortete mir, was ich schon berichtet habe, daß er sich bei dem Gange nach Paris die Ferse aufgerieben hätte, und verlor sich dann in der Versammlung. Er theilte uns darauf die Ordonnanzen mit, wie dies schon Herr von Sussy bei den Deputirten gethan. Herr von Broglie erklärte, er habe eben Paris durchlaufen; wir ständen auf einem Vulkan, die Bürger könnten ihre Arbeiter nicht mehr zurückhalten, und wenn man den Namen Karls X. ausspräche, so würde uns Allen der Hals abgeschnitten und das Luxembourg, wie einst die Bastille, der Erde gleichge-

macht. „Das ist wahr! das ist wahr!" murmelten kopfschüttelnd und mit dumpfer Stimme die Klugen. Herr von Caraman, den man zum Herzog gemacht hatte, vermuthlich deshalb, weil er der Kammerdiener des Herrn von Metternich gewesen, behauptete mit Wärme, daß man die Ordonnanzen nicht anerkennen könne. „Warum denn?" fragte ich ihn. Diese kalte Frage erkältete seinen Aufschwung.

Jetzt kamen die fünf Commissarien der Deputirtenkammer. Der General Sebastiani begann mit seiner gewöhnlichen Phrase: „Meine Herren, es ist eine furchtbare Geschichte." Dann lobte er die große Mäßigung des Herzogs von Mortemart, sprach von den Gefahren für Paris, ließ einige Worte des Lobes für den Herzog von Orleans fallen, und schloß mit der Unmöglichkeit, die Ordonnanzen zu berücksichtigen. Nur ich und Hyde de Neuville waren anderer Meinung. Ich erhielt das Wort: „Der Herzog von Broglie, meine Herren, hat uns gesagt, daß er in den Straßen gewesen sei und überall feindliche Gesinnungen getroffen; auch ich habe die Stadt durchstrichen und dreitausend junge Leute haben mich bis in den Hof dieses Pallastes getragen. Sie haben ihr Geschrei hören können. Dürsten aber wohl diejenigen nach Ihrem Blute, die einen Ihrer Collegen so geehrt haben? Sie riefen: „Es lebe die Charte!" Und ich antwortete: „Es lebe der König!" Sie haben keinen Zorn darüber gezeigt und haben mich unbeschädigt bis in Ihre Mitte geführt. Sind dies so drohende Zeichen der öffentlichen Meinung? Ich behaupte, daß nichts verloren ist, und daß wir die Ordonnanzen annehmen können. Es fragt

sich hier keineswegs, ob Gefahr vorhanden ist oder nicht, sondern den Eid der Treue zu bewahren, den wir dem Könige geleistet haben, dem wir unsere Würden und mehrere unter uns ihr Vermögen verdanken. Indem Se. Majestät die Ordonnanzen zurückgenommen und ihr Ministerium verändert hat, hat sie Alles gethan, was sie thun mußte; thun wir auch unsererseits unsere Schuldigkeit. Wie? in dem ganzen Laufe unseres Lebens bietet sich uns ein einziger Tag, wo wir genöthigt sind, das Schlachtfeld zu betreten, und wir sollten den Kampf nicht annehmen? Geben wir Frankreich das Beispiel der Ehre und der Loyalität; hindern wir es der Anarchie anheim zu fallen, die seinen Frieden, seine wahren Interessen und seine Freiheiten vernichten würde. Die Gefahr verschwindet, wenn man ihr keck ins Auge schaut."

Man antwortete mir nicht, sondern eilte nur die Sitzung aufzuheben. Die Versammlung war so ungeduldig nach dem Meineid, wie lächerlich in der Furcht. Jeder wollte sein armseliges Leben retten, als wenn die Zeit nicht täglich dahinstrebt, uns unsere alten Felle abzureißen, für die ein kluger Jude keinen Pfennig geben möchte.

Die Republikaner. — Die Orleanisten. — Herr Thiers wird nach Neuilly geschickt. — Zusammenberufung der Pairs; das Schreiben kam zu spät an mich.

Die drei Parteien begannen sich unter einander zu trennen und gegen einander zu wirken. Die Deputirten, welche die Monarchie mit der älteren Linie der Bourbons wollten, waren die stärksten, denn sie vereinigten mit sich alles, was zur Ordnung strebte; moralisch aber waren sie die Schwächsten, weil sie zögerten und sich nicht aussprachen. Es zeigte sich sichtbar durch die schwankende Richtung des Hofes, daß sie eher einer Usurpation anheimfallen würden, als sich der Republik anzuschließen.

Die letztere sagte in einem Anschlagzettel: „Frankreich ist frei und giebt der proisorischen Regierung nur das Recht, es zu fragen, sobald es durch neue Wahlen seinen Willen ausgesprochen haben wird. Kein Königthum mehr. Die Executivgewalt sei einem temporären Präsidenten anvertraut. Mittelbarer oder unmittelbarer Einfluß aller Bürger auf die Wahl der Deputirten. Freiheit der Culte."

Dieser Anschlagzettel enthielt das Einzige, was die republikanische Meinung für gerecht ansah. Eine neue Deputirtenversammlung sollte entscheiden, ob die königliche Würde bleiben oder abgeschafft werden solle; jeder konnte seine Ansicht vertheidigen und die Wahl irgend einer Regierung durch einen Nationalcongreß hätte den Charakter der Gesetzlichkeit gehabt.

Auf einem anderen republikanischen Anschlag von demselben Tage, 30. Juli, las man mit großen Buchstaben:

„Keine Bourbons mehr! ... Alles ist da, Größe, Ruhe, öffentliches Wohl, Freiheit.

Endlich erschien eine Adresse an die Mitglieder der Municipalcommission und verlangte, man solle kein Staatshaupt vorläufig bezeichnen, da die Form selbst der Regierung noch nicht bestimmt werden könnte; die provisorische Regierung möge in Permanenz bleiben, bis man den Willen der Mehrheit der Franzosen zur öffentlichen Kenntniß bringen könne; jede andere Maßregel sei unzeitig und strafbar. Diese Adresse ging von den Mitgliedern einer Commission aus, welche von einer großen Anzahl Bürger der verschiedenen Arrondissements von Paris ernannt war und war unterzeichnet von Chevalier als Präsidenten, Trélat, Teste, Lepelletier, Guinard, Hingray, Cauchois-Lemaire u. s. w.

In diesem Volksverein schlug man auch vor, die Präsidentschaft der Republik Lafayette durch Acclamation zu übertragen; man stützte sich auf die Prinzipien, welche die Repräsentantenkammer von 1815 bei ihrer Trennung ausgesprochen hatte. Verschiedene Drucker weigerten sich, diese Proklamationen zu veröffentlichen, unter dem Vorgeben, es sei ihnen vom Herzog von Broglie verboten worden. Die Republik stürzte den Thron Karls X., fürchtete aber die Verbote des Herrn von Broglie, der keinen offiziellen Charakter hatte.

Schon in der Nacht vom 29. zum 30. hatten die Herren Laffitte, Thiers und Mignet Alles vorbereitet, um die Augen des Publikums auf den Herzog von Orleans zu ziehen. Am 30. erschienen Proklamationen und Adressen, die Früchte dieser Berathungen, worin die Waffen-

thaten bei Jemapes und Valmy herausgestrichen und versichert wurde, der Herzog von Orleans sei kein Capet, sondern ein Valois.

Als nun aber Herr Thiers, der Gesandte des Herrn Laffitte, mit Herrn Scheffer nach Neuilly ritt, war Se. königl. Hoheit nicht da. Großes Wortgefecht zwischen Fräulein von Orleans und Herrn Thiers. Man kam überein, daß man an den Herzog schreiben wolle, um ihn zu bewegen, der Revolution sich anzuschließen. Herr Thiers schrieb selbst einige Worte an den Fürsten, und Madame Adelaide versprach ihre Familie nach Paris zu bringen. Der Orleanismus hatte Fortschritte gemacht, und schon am Abend desselben Tages ward in der Kammer der Deputirten die Frage aufgeworfen, ob man die Vollmacht eines Generallieutenants des Königreichs dem Herzog von Orleans nicht anvertrauen könne.

Herr von Sussy war mit den Ordonnanzen von Saint-Cloud im Stadthause noch weniger gut empfangen worden, als in der Deputirtenkammer. Mit einem Empfangschein von Seiten des Herrn Lafayette versehen, kehrte er zu Herrn von Mortemart zurück, und dieser rief: „Sie haben mir mehr als das Leben, Sie haben mir die Ehre gerettet.“

Als nun endlich die Municipalcommission in einer sehr zweideutig gehaltenen Proklamation auf den neuen Chef der Regierung hindeutete, da schickte Herr von Lafayette, etwas spät über die Idee eines orleanistischen Königsthrones beunruhigt, Herrn Odilon-Barrot in die Deputirtenkammer, und ließ daselbst erklären, daß das Volk, der Urheber der Julirevolution, dieselbe nicht durch einen

einfachen Wechsel der Personen zu beendigen gedenke, und daß das vergossene Blut wohl einiger Freiheiten werth sei. Der Antrag, durch eine Proklamtion der Deputirten den Herzog von Orleans einzuladen, sich in die Hauptstadt zu begeben, wurde nach den Verhandlungen mit dem Stadthause verworfen; dagegen ließ man durch das Loos eine Deputation von zwölf Mitgliedern wählen, um den Schloßherrn von Neuilly, die Stelle eines Generallieutenants anzubieten, die in einer Proklamation keine Stelle hatte finden können. Am Abend versammelte der Großrefendar in seiner Wohnung die Pairs. Sein Einladungsschreiben kam entweder aus Nachlässigkeit oder aus Politik zu spät in meine Hände. Als ich im Pallaste Luxembourg ankam, fand ich Niemand und ging durch den Garten zurück, die Augen auf den Mond gerichtet. Ich gedachte sehnsüchtig der Meere und der Berge, wo er mir erschienen war, und der Wälder, aus deren Gipfel, sich selbst schweigend verhüllend, er mir Epirkur's Grundsatz zu wiederholen schien: „Verbirg Dein Leben.“

Saint-Cloud. — Der Dauphin und der Herzog von Ragusa.

Eine merkwürdige Scene fand übrigens in Saint-Cloud statt, am Abend des Tages, wo sich die Truppen des Königs aus Paris zurückzogen.

Der Dauphin empfing sie am Thore des Dorfes Boulogne und ging dann nach Saint-Cloud zurück.

Saint-Cloud war von den vier Compagnien der Gardes du Corps bewacht. Das Bataillon der Eleven von Saint-Cyr war angekommen; es hatte aus Eifersucht mit den Schülern der polytechnischen Schule die königliche Sache zu der seinigen gemacht. Die ermatteten Soldaten, welche aus einem dreitägigen Kampfe zurückkehrten, waren der Gegenstand des Anstaunens von Seiten der Hofbedienten. Man dachte übrigens nicht daran, die Telegraphen abzuschneiden. Couriere, Reisende, Postwagen aller Art hatten freien Hin- und Herzug und insurgirten im Durchreisen die Dörfer. Jetzt begannen die Verführungen der Truppen durch Geld und Weiber. Die Proklamationen der Commune von Paris wurden überall hin verbreitet, und doch ließen sich der König und der Hof nicht überzeugen, daß sie in Gefahr seien. Um zu beweisen, daß sie das Treiben einiger aufständischen Bürger verachteten, und daß es keine Revolution sei, ließen sie Alles geschehen. Der Finger Gottes war in dem Allem sichtbar.

Mit Einbruch der Nacht am 30. Juli, fast um dieselbe Stunde, wo die Commission der Deputirten nach Neuilly abging, ließ ein Adjutant den Truppen verkündigen, daß die Ordonnanzen zurückgezogen wären. Die Soldaten riefen: „Es lebe der König!" und nahmen beim Bivouac ihre alte Fröhlichkeit wieder auf; aber diese Verkündigung war dem Adjutanten vom Herzog von Ragusa zugeschickt worden, ohne zuvor dem Dauphin mitgetheilt zu sein. Dieser, ein großer Freund der Disciplin, war darüber wüthend, und der König sagte zum Marschall: „Der Dauphin ist unzufrieden; suchen Sie sich mit ihm zu verständigen."

Der Marschall fand den Dauphin nicht in seiner Wohnung, und erwartete ihn mit den Herzögen von Guiche und von Ventadour, den Adjutanten des Prinzen, im Billardsaal. Der Dauphin trat endlich ein. Beim Anblick des Marschalls wird er bis unter die Augen roth, durchschreitet das Vorzimmer mit seinen großen, so sonderbaren Schritten, tritt in seinen Salon und sagt zum Marschall: „Kommen Sie mit!"

Die Thür schließt sich und ein großes Geräusch läßt sich hören. Das Schreien der Stimmen nimmt immer zu und endlich öffnet der Herzog von Ventadour besorgt die Thüre. Der Marschall tritt heraus, verfolgt vom Dauphin, der ihn Verräther nennt und ihm zuruft: „Geben Sie ihren Degen ab!" sich endlich auf ihn wirft und ihm den Degen entreißt. Der Adjutant des Marschalls, Herr Delarue will sich zwischen ihn und den Dauphin stürzen, wird aber vom Herrn von Montgascon zurückgehalten. Der Prinz bemüht sich, den Degen des Marschalls zu zerbrechen, schneidet sich aber dabei in die Hände und ruft nun die Leibwachen herbei, um sich des Marschalls zu versichern. Die Letzteren eilen herbei, und hätten ohne eine Bewegung des Kopfes von Seiten des Marschalls diesen mit ihren Bajonnetten im Gesicht verletzt. Der Herzog von Ragusa wurde in seine Wohnung geführt und dort gefangen gehalten.

Der König glich diese Sache so gut wie möglich aus, die um so beklagenswerther war, da die darin handelnden Personen kein bedeutendes Interesse einflößten.

So verbrachte man in Saint-Cloud die letzte Stunde der Monarchie.

Neuilly. — Der Herzog von Orleans. — Raincy. — Der Prinz kommt nach Paris.

Der Herzog von Orleans hatte, Zeit seines Lebens, jene Vorliebe für den Thron gehabt, welche jedes von der Natur gut begabte Gemüth für die Macht empfindet. Diese Vorliebe gestaltet sich je nach den Charakteren anders. Sie ist heftig und glühend oder still und kriechend; unklug und offen ausgesprochen bei Diesem, und umsichtig, versteckt, fast verschämt bei Jenem. Der Eine vermag seiner Erhebung wegen, jedes Verbrechen zu begehen; der Andere kann zu den niedrigsten Gesinnungen herabsteigen, um emporzuklimmen. Zu dieser letzteren Klasse der Ehrgeizigen gehört der Herzog von Orleans. Man gehe sein ganzes Leben durch, er sagt und thut nie etwas Vollständiges, und läßt sich stets eine Pforte zum Entschlüpfen offen. Während der Restauration schmeichelt er dem Hofe und ermuthigt die liberale Partei. Neuilly ist der Sammelplatz der Unzufriedenen. Man seufzt, man drückt sich die Hände, während man die Augen zum Himmel erhebt, aber man spricht nicht ein Wort, das bezeichnend genug wäre, um einer Anklage zum Ausgang zu dienen. Stirbt ein Mitglied der Opposition, so schickt man einen Wagen zum Leichenzuge, aber der Wagen ist leer. Wenn ich mich zur Zeit meiner Ungnade bei Hofe in den

Tuilerien zufällig auf dem Wege des Herzogs von Orleans befand, so trug er Sorge, nach der rechten Seite hin zu grüßen, so daß er mir, der ich mich auf der linken Seite befand, den Rücken zuwendete. Das wird natürlich bemerkt und macht einen guten Eindruck.

Kannte der Herzog von Orleans im Voraus die Juli-ordonnanzen? Wurde er durch Jemand, der in das Geheimniß eingeweiht war, davon unterrichtet? Was dachte er darüber? Was fürchtete oder was hoffte er? Faßte er einen Plan? Trieb er Herrn Laffite an, zu thun, was er that? Nach dem Charakter Ludwig Philipps muß man annehmen, daß er keinen Entschluß faßte, und daß seine politische Furchtsamkeit das Ereigniß erwartete, wie die Spinne die Fliege erwartet, die sich in ihrem Netze fängt. Er hat den Augenblick für sich arbeiten lassen; aber selbst nur durch seine Wünsche conspirirt, vor denen er wahrscheinlich sich selbst fürchtete.

Für den Herzog von Orleans waren zwei Wege offen: Der erste und ehrenvollste war, sich nach Saint-Cloud zu begeben, den Vermittler zwischen Karl X. und dem Volke zu machen, und so dem einen die Krone und dem anderen die Freiheit zu retten; der zweite Weg war, sich mit der dreifarbigen Fahne in der Hand auf die Barricaden zu stellen und an die Spitze der ganzen Volksbewegung zu treten. Statt zwischen der Rolle eines ehrlichen Mannes oder eines großen Mannes zu wählen, zog es Ludwig Philipp vor, dem König die Krone und dem Volke die Freiheit zu entwenden. Ein Dieb, der während der Verwirrung und des Unglücks einer Feuersbrunst listig die köstlichsten Gegenstände des brennenden Pallastes stiehlt,

ohne das Geschrei eines Kindes zu hören, das die Flamme in seiner Wiege ergriffen hat.

War die reiche Beute einmal ergriffen, dann kamen alle jene Bestechungen aus den früheren Zeiten, jene Hehler der gestohlenen Gegenstände, schmutzige, halbzertretene Kröten, über die man hundertmal hinweggeschritten ist und die doch leben, so platt gedrückt sie auch sind. Und das sind gerade die Männer, deren Geschicklichkeit man rühmt und erhebt!

Der verblendete Hof Karls X. wußte nie, wo er war und mit wem er es zu thun hatte. Man konnte den Herzog von Orleans nach Saint-Cloud berufen, und wahrscheinlich würde er in dem ersten Augenblicke gehorcht haben; man konnte ihn am Tage der Ordonnanzen in Neuilly aufheben lassen. Man that weder das Eine, noch das Andere.

Auf die Nachrichten hin, die Frau von Bondy in der Nacht zum 27. nach Neuilly brachte, stand Ludwig Philipp um 3 Uhr des Morgens auf und begab sich an einen, nur seiner Familie bekannten Ort. Er schwebte in der doppelten Furcht, entweder von der Insurrection in Paris erreicht oder auf Befehl des Königs verhaftet zu werden.

So konnte ihn Herr Thiers am Morgen des 30. Juli in Neuilly nicht finden; aber die Herzogin von Orleans ließ ihn holen. Der Graf Anatole von Montesquieu wurde mit dieser Botschaft beauftragt. Er hatte große Mühe, Ludwig Philipp zu bestimmen, Raincy zu verlassen und in Neuilly die Deputation der Deputirtenkammer zu erwarten.

Endlich ließ sich Ludwig Philipp überreden und stieg

in den Wagen. Herr von Montesquieu fuhr voraus, und zwar anfangs sehr schnell. Als er aber sich umblickte, sah er die Kalesche Sr. königlichen Hoheit still halten und den Weg nach Raincy wieder einschlagen. Der Herr von Montesquieu eilt ihm nach, beschwört die künftige Majestät, und der treue Diener erhält einen letzten unglücklichen Sieg.

Am Abend des 30. schickte ihm die Deputation der 12 Mitglieder der Deputirtenkammer, die ihm die Generallieutenantsstelle des Königreichs anbieten sollte, eine Botschaft nach Neuilly. Ludwig Philipp empfing sie am Gitter des Parkes, las sie bei Fackelschein und begab sich sogleich nach Paris, begleitet von den Herren de Berthois, Haymus und Oudart. In seinem Knopfloch trug er eine dreifarbige Cocarde.

Eine Deputation der Deputirtenkammer bietet dem Herzog von Orleans die Stelle eines Generallieutenants des Königreichs an. — Er nimmt an. — Bemühungen der Repuplikaner.

Bei seiner Ankunft im Palais Royal ließ der Herzog von Orleans den Herrn Lafayette begrüßen.

Die Deputation der zwölf Deputirten kam an und fragte den Fürsten, ob er die Stelle eines Generallieutenants des Königreichs annehmen wolle. Die Antwort lautete sehr verlegen: „Ich bin in Ihre Mitte gekommen,

um Ihre Gefahren zu theilen ... Ich muß erst überlegen ... Ich muß verschiedene Personen um Rath fragen. Die Stimmung in Saint-Cloud ist keineswegs feindlich; die Gegenwart des Königs legt mir Pflichten auf.“ So sprach Ludwig Philipp. Man ging aber auf diese Weigerung nicht ein und, als wenn er dies erwartet hätte, erschien er nach einer halben Stunde wieder mit einer Proklamation, kraft der er die Function eines Generallieutenants des Königreichs übernahm. Die Proklamation endigte bekanntlich mit der Erklärung: „Die Verfassung soll von jetzt an eine Wahrheit sein.“

In der Deputirtenkammer wurde diese Proklamation mit jener revolutionären Begeisterung aufgenommen, die vor funfzig Jahren ganz an ihrer Stelle war; man antwortete darauf durch eine andere Proklamation, verfaßt von Herrn Guizot. Die Deputirten kehrten ins Palais Royal zurück; der Fürst wurde gerührt, nahm von Neuem an und konnte sich nicht verhindern, über die beklagenswerthen Umstände zu seufzen, die ihn zwangen, Generallieutenant des Königreichs zu werden. Die von den ihr beigebrachten Schlägen betäubte Republik suchte sich zu vertheidigen, war aber schon von ihrem wirklichen Oberhaupte, dem General Lafayette, fast verlassen. Diesem gefielen die Huldigungen, die ihm von allen Seiten zukamen; er sog begierig den Duft der Revolutionen ein und war entzückt, sich als Schiedsrichter Frankreichs zu sehen und nach seinem Gefallen plötzlich eine Republik oder eine Monarchie aus seinen Händen hervorgehen zu lassen. Er wiegte sich gern in dieser Ungewißheit, worin sich alle Geister gefallen, welche den Schluß fürchten, weil eine innere Stimme ihnen

sagt, daß sie nichts mehr gelten, sobald die Ereignisse vollendet sind.

Die anderen republikanischen Häupter hatten sich schon früher auf verschiedene Weise vernichtet. Das Lob der Schreckensherrschaft hatte die Franzosen, die des Jahres 1793 gedachten, zurückgeschreckt; zugleich tödtete die Wiederherstellung der Nationalgarde in den Julikämpfern das Prinzip oder die Macht der Insurrection. Lafayette be- bemerkte es nicht, daß er, während er von der Republik träumte drei Millionen Gensdarmen gegen sie bewaffnet hatte. Demungeachtet versuchten die jungen Leute einigen Widerstand und antworteten durch Proklamationen und Anschlagzettel auf die Proklamationen und Anschlagzettel des Herzogs von Orleans. Man sagte ihm, daß die Kammer, die unter einem aristokratischen Gesetze gewählt sei, gar nicht das Recht habe, sich als den Volkswillen darzustellen; man bewies ihm, daß er Bourbon und Capet sei, und der Verein Lantier rief später sogar, die Nation sei bewaffnet, um ihre Rechte mit Gewalt aufrecht zu erhalten.

Am Morgen des 30. Juli sprach man davon, die Republik zu proklamiren. Einige entschlossene Männer drohten die Municipalcommissionen niederzustoßen, wenn sie die höchste Gewalt nicht bei sich behielte. Wollte man nicht auch an die Pairskammer? Man war wüthend über ihre Kühnheit. Die Kühnheit der Pairskammer! Gewiß, das war die höchste Beleidigung und die höchste Ungerechtigkeit, die sie erwarten durfte.

Es war ein Plan entworfen. Zwanzig der verwegensten jungen Leute sollten sich in einem Gäßchen, das auf

dem Quai de la Ferraille ausging, in den Hinterhalt stellen und auf Ludwig Philipp schießen, wenn er vom Palais Royal nach dem Stadthause sich begeben würde. Man hinderte sie durch die Worte: „Ihr tödtet zu gleicher Zeit Laffitte, Pajol und Benjamin Constant."

Endlich wollte man den Herzog von Orleans aufheben und in Cherbourg einschiffen: Seltsames Begegnen, wenn Carl X. und Ludwig Philipp sich in demselben Schiffe wieder gefunden hätten, der Eine durch die Bürger (Bourgeois), der Andere durch die Republikaner an die fremde Küste geschickt.

Der Herzog von Orleans geht auf das Stadthaus.

Nachdem der Herzog von Orleans den Entschluß gefaßt hatte, seinen neuen Titel durch die Tribunen des Stadthauses bestätigen zu lassen, stieg er, umgeben von 89 Deputirten, theils in Hüten, theils in Mützen, in Oberröcken oder Frack, in den Hof des Palais Royal hinab; bestieg ein weißes Pferd und machte sich, gefolgt von Benjamin Constant, der sich in einer Sänfte tragen ließ, auf den Weg. Die Herren Méchin und Viennet schritten, bedeckt von Schweiß und Staub, zwischen dem Schimmel des künftigen Monarchen und dem Tragsessel des gichtischen Deputirten einher, mit den beiden Lastträgern im ewigen Zank, um die nöthigen Zwischenräume festzuhalten. Ein halbtrunkener Tambour schlug an der Spitze des Zu-

ges die Trommel. Vier Huissiers dienten als Lictoren. Die eifrigsten Deputirten blökten: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ In der Nähe des Palais Royal fand dieser Ruf einigen Wiederhall; aber je näher man dem Stadthause kam, je schweigsamer oder spöttischer wurden die Zuschauer. Ludwig Philipp zerarbeitete sich auf seinem Triumphpferde und hörte nicht auf, sich unter den Schild Laffitte's zu stecken, indem er von ihm unterwegs manch schützendes Wort entgegennahm. Er lächelte dem General Gérard zu und nickte den Herren Viennet und Méchin. So erbettelte er die Krone, indem er das Volk mit seinem Hute, von dem eine ganze Elle dreifarbiges Band herabhing, ansprach und Jedem die Hand reichte, der sie ihm geben wollte. Die wandelnde Monarchie kommt auf dem Grève=Platz an und ward daselbst mit dem Geschrei: „Es lebe die Republik!“ begrüßt.

Als der königliche Wahlstoff in das Stadthaus eintrat, empfing den Bittenden immer drohenderes Gemurmel. Einige eifrige Diener, die seinen Namen schrieen, wurden mit Prügeln verjagt. Er tritt in den Thronsaal, wo sich die Verwundeten und die Kämpfer der drei Tage drängten und der einstimmige Ruf: „Keine Bourbons mehr! Es lebe Lafayette!“ erschütterte die Gewölbe des Saales. Der Fürst schien darüber verlegen. Herr Viennet las mit lauter Stimme, anstatt des Herrn Laffitte die Erklärung der Deputirten; sie wurde mit tiefem Stillschweigen angehört. Der Herzog von Orleans sprach einige Worte der Beistimmung. Da sagte Herr Dubourg zu Ludwig Philipp: „Sie nehmen große Verpflichtungen auf sich. Wenn es je geschähe, daß Sie Ihrer vergäßen, so

sind wir die Männer, sie Ihnen ins Gedächtniß zurück zu rufen." Und der künftige König antwortete ganz bewegt: „Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Mann." Lafayette, der das wachsende Schwanken der Versammlung sah, kommt plötzlich auf den Gedanken, die Präsidentschaft niederzulegen. Er giebt dem Herzog von Orleans eine dreifarbige Fahne, tritt auf den Balcon des Stadthauses hinaus und umarmt vor den Augen der staunenden Menge den Fürsten, während dieser die Nationalfahne schwingt. Lafayette's republikanischer Kuß machte einen König. Seltsames Resultat des ganzen Lebens des „Helden zweier Welten."

Die Republikaner im Palais Royal.

Philipp war noch nicht zu Ende mit seinen Prüfungen; er hatte noch manche Hände zu drücken, manche Umarmungen zu erdulden; er mußte noch viele Handküsse um sich herumwerfen, die Vorübergehenden sehr tief grüßen; noch viele Mal, der Laune der Menge huldigend, auf dem Balcon der Tuilerien erscheinen und die Marseillaise singen.

Eine Anzahl Republikaner begaben sich am Morgen des 31. Juli in das Bureau des „National." Da sie erfuhren, daß man den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs ernannt hatte, so wollten sie die Meinung desjenigen Mannes, der bestimmt war, wider ihren Willen König zu werden, kennen lernen. Sie wur=

den von Herrn Thiers in das Palais Royal geführt; es waren die Herren Bastide, Thomas, Joubert, Cavaignac, Marchais, Degousée, Guinard. Der Prinz sagte sehr schöne Sachen über die Freiheit. „Sie sind noch nicht König, erwiderte Bastide. Hören Sie die Wahrheit! Bald wird es Ihnen an Schmeichlern nicht fehlen." „Ihr Vater, fügte Cavaignac hinzu, war Königsmörder wie der meinige; das trennt Sie ein wenig von den Andern." Gegenseitige Glückwünsche über den Königsmord; doch fügte Philipp die richtige Bemerkung hinzu, daß man mancher Dinge sich nur erinnern dürfe, um sie nicht nachzuahmen.

Republikaner, die nicht zu der Farbe des National gehörten, traten jetzt ebenfalls ein und Trélat sagte zu Philipp: Das Volk ist der Herr, Ihre Functionen sind nur provisorisch; das Volk muß zuvor seinen Willen aussprechen. Werden Sie es befragen oder nicht?"

Thiers unterbrach diese gefährlichen Reden, indem er Thomas auf die Schulter schlug und zu Philipp sagte: „Gnädigster Herr, macht er nicht einen trefflichen Oberst? — „Das ist wahr, antwortete Ludwig Philipp. — „Was sagt er?" rief man durcheinander. „Nimmt er uns für eine Heerde, die sich verkaufen will?" Und von allen Seiten hört man die Worte: „Es ist wie beim babylonischen Thurmbau! ... Und das nennt man einen Bürger-König!... Die Republik? Wer kann mit Republikanern regieren!" Thiers aber rief: „Da habe ich eine gute Gesandtschaft zusammen gebracht."

Jetzt stieg Lafayette am Palais Royal ab und wäre fast unter den Umarmungen seines Königs erstickt.

Jacken standen an den Ehrenposten, die Mützen in den Salons und Blousen sah man bei Tafel, bei den Prinzen und Prinzessinnen. Im Conseil sah man nur Stühle, keine Lehnsessel; das Wort hatte Jeder, der es wollte; Ludwig Philipp saß zwischen Lafayette und Laffitte, die Arme um die Schultern des Einen und des Andern geschlungen und blähte sich vor Gleichheit und Glück.

Gern hätte ich die Beschreibung dieser Scenen, die eine große Revolution hervorgebracht haben, im ernsteren Tone gehalten; aber ich habe sie gesehen. Deputirte, die in diesem Schauspiel Rollen hatten, konnten eine gewisse Verlegenheit nicht bergen, als sie mir erzählten, auf welche Weise sie am 31. Juli einen König geschmiedet hatten.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.